

**Zeitschrift:** Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel  
**Herausgeber:** Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel  
**Band:** 149 (1971)

**Artikel:** Bürgerliches Waisenhaus Basel in der Kartause : 1669-1969  
**Autor:** Asal, Walter  
**Anhang:** Historischer Anhang : Ausschnitte aus Rudolf Wackernagels "Geschichte der Stadt Basel", zusammengestellt von Andreas Moppert  
**Autor:** Moppert, Andreas  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1006849>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Historischer Anhang

Ausschnitte aus *Rudolf Wackernagels*  
«Geschichte der Stadt Basel»,  
zusammengestellt von  
*Andreas Moppert*

K  
Gro  
gela  
aber  
Rön  
K  
Kir  
und  
Vi  
spro  
gegn  
Wir  
es da  
Wald  
rhein  
Wild  
chen  
Bisch  
bilde  
scher  
Nied  
All  
Aber  
der I  
Grun  
Da  
war  
chard  
schwu  
Kirch  
Klost  
Regu  
holte  
Für  
Herr  
spren  
zur le  
gedrä

### *Kleinbasel*

Kleinbasel ist in verfassungsgeschichtlicher Beziehung das Widerspiel zu Großbasel. An den Ufern des Rheins sind einander gegenüber zwei Städte gelagert, die gleichen Namen tragen und unter derselben Herrschaft stehen, aber verschiedene Typen der mittelalterlichen Stadt repräsentieren: die Römerstadt und die Gründungsstadt.

Kleinbasel erwuchs aus einer Mehrzahl disparater Elemente: Fronhof, Kirche, Dorf, Neugründung; sein Recht bildete sich aus Grundherrschaft und Hoheitsrechten. Aber die Anfänge sind nicht mehr zu erkennen.

Von der natürlichen, alten Beschaffenheit dieses Bezirkes ist schon gesprochen worden. An der Schwelle unserer historischen Zeit sodann begegnet als Inhaber von Grundherrschaft und Hoheit der Bischof von Basel. Wir wissen nicht, wann und wie er zu diesen Rechten gekommen ist. Aber es darf vermutet werden, daß hier so gut wie anderwärts dies Gebiet wilden Waldes durch den König geschenkt worden sei. Auch an die übrigen rechtsrheinischen Besitzungen des Hochstifts hat man sich zu erinnern, an den Wildbann im Mooswald und an die Silbergruben im Breisgau, an die Kirchen Lörrach, Hauingen, Kandern. Ungewiß ist auch, ob die Kirche vom Bischof erworben oder durch ihn als Grundherrn erst erbaut wurde. Sie bildete dann das Zentrum der ganzen Herrschaft, zusammen mit dem zwischen ihr und dem Rhein gelegenen Herrenhof des Bischofs und dem Dorfe Niederbasel.

All dies Gebiet lag im Breisgau, dessen alte Grenze hier der Rhein war. Aber es ist anzunehmen, daß die hoheitlichen, landesherrlichen Rechte, die der Bischof später in diesem Gebiete übte, ihm schon früh, neben der Grundherrschaft, zugefallen seien.

Das erste Ereignis, das eine große Änderung in diese Zustände brachte, war die Vergabung an St. Alban. Zu der Ausstattung, mit der Bischof Burkard dieses Kloster, seine unmittelbar aus der Not und Erschütterung einer schweren Zeit heraus geschaffene Gründung, begabte, gehörte auch die Kirche in Niederbasel mit Zubehör. Was die Mönche drüben bei ihrem Kloster vollbrachten, in Rodung von Wald, Urbarmachung des Bodens, Regulierung der Wasserläufe, Anlegung von Mühlen und Sägen, wiederholte sich hier.

Für die Stellung des Klerus in Kleinbasel war von Bedeutung, daß dieses Herrschaftsgebiet des Basler Bischofs außerhalb seines kirchlichen Amtsrengels gelegen war. Der Rhein schied die Diözesen Basel und Konstanz; zur letztern gehörte Kleinbasel. Die Vielheit der auf diesem engen Raume gedrängt nebeneinander geltenden und waltenden Befugnisse wurde hie-

durch noch vermehrt, und in der Geschichte der sämtlichen kirchlichen Institute Kleinbasels begegnet man immer wieder, über alle sonst bestehenden Rechte hinweg, diesem obersten geistlichen Regemente.

Das Älteste von Kleinbasel war die Kirche *St. Theodor*, die als Eigenkirche des Grundherrn, nämlich des Bischofs von Basel, in die Geschichte eintritt. Ob dieser sie gestiftet oder als schon vorhanden mit dem Lande erworben hatte, ist unbekannt; er schenkte sie, samt ihrem Zubehör, im elften Jahrhundert dem Kloster St. Alban. Diese Schenkung, die den Probst von St. Alban zum Kleinbasler Grundherrn machte, machte ihn auch zum Kirchenpatron.

Erst das dreizehnte Jahrhundert brachte dann die große Tat des Rheinbrückenbaus und damit dasjenige Ereignis, das für Kleinbasel schöpferisch gewesen ist. Unmittelbare Folge dieses Baus war die Gründung einer Stadt in der Grundherrschaft. Man wird nicht irren, wenn man den Willen dieser Stadtgründung vor allem beim Bischof sucht. Aber natürlich entsprach sie auch den Interessen der Mönche von St. Alban. Und jedenfalls verdient Beachtung, daß der Gründer und Stadtherr nicht zugleich Grundherr war, sondern die Gründung auf dem Besitz eines andern vollzog.

Die neue Stadt entstand im Anschluß an die Brücke, sollte von dieser und ihrem Verkehre leben. Bei der Anlage konnte daher auf den gegebenen Komplex von Kirche und Dorf keine Rücksicht genommen werden, sondern nur auf den Ort der Brückenausmündung; die Stadt hatte zugleich die Funktion eines Brückenkopfes zu erfüllen. Für die Aussteckung des Stadtumfangs maßgebend waren wohl die in den Rhein sich ergießenden Teiche.

Ein Blick auf den Plan des alten Kleinbasels zeigt, wie einheitlich und bedacht die Stadt angelegt wurde. Die Rheinbrücke und eine große Querstraße gaben die Hauptlinien und Richtungen, denen sich die Nebenstraßen anschlossen. Die große Landstraße, die dem Rheine folgte, lag wohl tiefer im Lande; aber die Stadt brachte sie nun durch die große Querstraße in Verbindung mit der Brücke und fesselte sie und ihren Verkehr an diese Stelle. Die Form war ein breitgezogenes Viereck.

Dem Gedanken, der die Anlage beherrschte, entsprach auch die Befestigung, indem die dem Rhein parallel laufende Landseite geschlossen war, aber landauf und landab, an den beiden Enden der großen Querstraße, welche die Landstraße aufnahm, Tore errichtet wurden. Die Befestigung der obren Schmalseite trennte die Stadt vom alten Dorf Niederbasel. Dorf, Fronhof und Kirche blieben außerhalb der Mauern.

Das Bemerkenswerte am Plan dieser Stadt ist das Fehlen eines eigentlichen Marktplatzes. Sie enthält nur Straßen.

Im großen und ganzen hat Kleinbasel vom dreizehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert dieselbe Ummauerung beibehalten. Mauergürtel aus verschiedenen Zeiten, wie in Großbasel, finden sich hier nicht; es haben sich keine Vorstädte gebildet. Eine wesentliche Verschiedenheit zwischen den ersten Jahrzehnten und der Folgezeit zeigt nur die stromaufwärts gerichtete Schmalseite. Noch 1277 lag St. Theodor außerhalb der Stadtmauern. Das alte Dorf war in den Mauerring noch nicht einbezogen. Vielmehr ging die früheste Mauer der Stadt an dieser Stelle in der Richtung der heutigen Riehentorstraße zum Rheine, vielleicht gedeckt durch den Teich, der hier noch in seiner ursprünglichen Richtung lief und erst später die Ableitung nach Norden erhielt. Es ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, wann diese Mauer hinausgeschoben, St. Theodor mit Niederbasel in das Stadtgebiet aufgenommen wurde; in Verbindung damit scheint dann auch das Riehentor, das bis dahin wohl am Eingang der Rebgasse stand, die Stelle erhalten zu haben, die es seitdem einnahm. Aber diese Änderung hat offenbar schon früh stattgefunden. Im vierzehnten Jahrhundert wird die Kirche als in Kleinbasel liegend bezeichnet, und ein Hinweis kann vielleicht auch darin erkannt werden, daß schon in den 1290er Jahren die Lokalitäten am Rheinufer oberhalb St. Theodors zum Stadtbanne gerechnet werden.

### *Konzil*

Das Konzil von Konstanz war im Jahre 1418 auseinander gegangen, nachdem es der Welt in Martin V. einen neuen Papst gegeben hatte. Nach seinen Beschlüssen sollte aber fortan alle fünf oder zehn Jahre eine allgemeine Kirchenversammlung abgehalten werden zur Beratung kirchlicher Dinge und insbesondere zur Durchführung einer Reform der Kirche; dieser Anordnung konnte auch Papst Martin V. nicht offen entgegentreten. Im April 1423 fand sich demnach in Pavia ein Konzil zusammen, mußte aber bald wegen Pestgefahr nach Siena übersiedeln. Hier wurde es, angeblich wegen schwachen Besuches, schon im Mai 1424 durch den Papst wieder aufgelöst, jedoch nicht ohne daß die Konzilspräsidenten die Abhaltung einer neuen Synode beschlossen und als deren Ort Basel bestimmt hatten.

Welche Gründe empfahlen Basel als Konzilsstadt? Hierüber erfahren wir aus der Zeit der ersten Verhandlungen nichts. Denn was Papst Martin 1424 den Baslern selbst ins Gesicht sagte, wenn er als ihre Vorzüge die Integrität des Glaubens, das reife Urteil, die Würde, die besondere Devotion für Kirche und Papst pries, waren Redensarten. Bezeichnender sind spätere Äußerungen aus der Mitte des Konzils selbst.

Als geeignet galt Basel zunächst vermöge seiner unvergleichlichen Verkehrslage. Die nach Burgund und Frankreich, ins Rheinland und an die Nordsee, nach Schwaben und Österreich führenden Straßen trafen hier mit der Straße zum Gotthardpasse zusammen; die Straße nach dem Rhonetal und ins mittägliche Frankreich ging nahe vorbei. Und mit diesem System größter Verkehrswege war in unmittelbarer Weise eine mächtige Wasserstraße kombiniert, die von Osten her und nach Norden weiter führte und sogar, wie das Konzil bei den Verhandlungen mit den Byzantinern zu rühmen wagte, eine Zufahrt von Süden her, vom Mittelmeer durch die Rhone möglich machte, so daß alte Herren sozusagen im Bette liegend von Konstantinopel bis an die Basler Schiffslände fahren könnten. Nur eine in idealerer Weise gefaßte Bezeichnung für die geographisch wichtige und vorteilhafte Situation Basels war es, wenn die Stadt wiederholt das Zentrum der Christenheit genannt wurde: der Ungar habe vor dem Spanier, der Gethe vor dem Siculer nichts voraus, wenn er nach Basel gehen wolle; nirgends so leicht wie hier könne die ganze Kirche versammelt werden.

Von nicht geringerer Bedeutung war aber, daß Basel auch an einer Grenze lag; auf einer Stelle, die einst zu Gallien, jetzt aber zu Germanien gerechnet wurde, daß es der welschen Kirchenprovinz Besançon angehörte und doch zur gleichen Zeit deutsch war. Diese Konstellation ist für die ganze Kultur Basels unerschöpflich wirksam gewesen. Sie war es auch, die jetzt, da der Konzilsort gefunden werden mußte und die Frage deutschen oder französischen Einflusses eine der Hauptfrage war, die Eignung Basels als eine außergewöhnliche und einzigartige erscheinen ließ.

Endlich mögen die Einzelheiten, die z. B. 1437 in der Instruktion an die Konzilsgesandtschaft zum Lobe Basels aufgezählt werden, auch hier Erwähnung finden: die Stadt ist schön gebaut und besitzt zahlreiche passende Räume für große wie kleine Versammlungen; die Bevölkerung ist ruhig und friedlich; es wird Recht geübt; an Lebensmitteln ist Überfluß; bei allen Fürsten der Erde ist die Stadt beliebt.

Was in solcher Art für Basel sprach, hatte durch manchen bei Anlaß der Konstanzer Synode wahrgenommen werden können, und die Absicht, für die nächste Versammlung Basel zu wählen, war schon in Pavia erwogen worden. Wir finden im Mai 1423 eine päpstliche Gesandtschaft in Basel, die kaum von andern Dingen zu reden hatte. In Siena sodann kam es zum Beschuß; am 10. April 1424 erging von Rom aus die förmliche Ankündigung durch den Papst. Er teilte «den Prokonsuln und der Gemeinde» Basels mit, daß ihre Stadt zum Ort des nächsten Konzils bestimmt worden sei. Als ergebene Söhne der Kirche mögen sie nun ihr Bestes tun, damit sich die Wahl als gut erweise.

Als Termin für dieses nächste Konzil war in Siena das Jahr 1431 festgesetzt worden. Die Zeit begann, während deren die beiden Pole der kirchlichen Welt Rom und Basel hießen.

Wie stellte sich Basel seinen Gästen dar?

Auffallend und beschwerlich war den Südländern vor allem das Klima der Konzilsstadt; die Kälte und die Schneemassen des Winters werden von ihnen mit unverhülltem Abscheu erwähnt. Das Konzil konnte allerdings gleich zu Beginn einen Basler Winter kennen lernen, als schon im November 1431 eine so furchtbare Kälte eintrat und bis Lichtmeß 1432 anhielt, daß auf dem offenen Lande Menschen und Tiere erfroren und in der Stadt der Rhein vom Eise geschlossen wurde. Dafür erschien der Sommer als zu kurz; und wenn auch Wein und Getreide in Fülle wuchs, so entschädigten unter den Früchten die überreichlich gedeihenden Äpfel nicht für den Mangel von Feigen und Kastanien. Auch das häufige Regnen war unwillkommen.

Für das damalige Aussehen der Stadt waren in der Hauptsache zwei Katastrophen maßgebend gewesen: das Erdbeben von 1356 und der große Brand von 1417. Der letztere hatte die Behörde zum Erlaß strenger Bauvorschriften, zu einer methodischen Regelung des Bauwesens veranlaßt, die nun nicht nur den Neubauten in den vom Feuer verheerten Straßen, sondern allen Quartieren zugute kam. Die hölzerne Stadt wurde allmählich zu einer steinernen. So konnte es kommen, daß dem Enea Silvio Basel in einem Zuge gebaut zu sein schien, durchweg neu, nirgends durch Alter oder Hinfälligkeit entstellt. Womit er die ihm auffallende Wahrnehmung verband, daß in ihr auch keinerlei Spuren oder Baureste des römischen Altertums zu sehen waren. Ähnlich wurde sie auch durch andre gepriesen. «La noble cibdat», «une ville puissante et plantureuse» wird sie genannt, «königlich», «überaus schön und prächtig». Das saubere und stattliche Aussehen, die Lage, die Größe, dann das Behagen des Lebens, die Ordnung, der Reichtum ihrer Bewohner, – alles machte den besten Eindruck, und die Vorstellung von ihr steigerte sich jetzt noch dadurch, daß sie viel mehr als bisher in aller Welt bekannt wurde, daß ihr Name in jedem Munde war. Das schöne Epitheton der Renaissance «inlyta Basilea» ist ihr in diesen Jahren des Konzils gegeben worden; wir vernehmen es von Enea Silvio wie Niccolo Piccinino.

Dem mächtigsten Element im Basler Stadtbilde, dem Rheine, widmen die Schilderer die erste Erwähnung. Für Enea Silvio ist der Rhein überhaupt der edelste der Flüsse. Wie er noch in späten Jahren davon spricht, daß in den vom Rhein durchströmten Gegenden die Blüte Deutschlands zu sehen sei, so macht er ihn auch jetzt, da er doch nur von Basel reden will, zum Gegenstand der eingehendsten Betrachtung; er begleitet seinen Lauf

von den Quellen an, und von Schönheit erfüllt, mit merkwürdig sicherm und freiem Gefühl für das Charakteristische der Landschaft gegeben ist das Bild, das er vom Rheinland unterhalb Mainz entwirft. Was insbesondere am Basler Rheine den Fremden allen, nicht nur dem an die Lagunen gewohnten Gatari, auffiel, war die Verbindung von Größe mit wilder Strömung. Der Fluß war mächtig genug für einen Weltverkehr, aber so reißend, daß keine Schiffahrt aufwärts möglich war.

Nun aber die Stadt selbst. Sie ist durch den Strom in zwei Städte zerlegt, deren kleinere an den fruchtbaren Breisgau grenzt, völlig in der Ebene liegt, von vielen Bächen durchströmt und rein gehalten, auch leidlich schmuck gebaut ist. Glänzender und großartiger stellt sich Großbasel dar, reich an schönen Gebäuden, zu Seiten eines Wildbaches, der allen Unrat fortführt, über zwei Höhen gelagert; mit wunderbarem Geschick sind hier die Unterschiede von Hügel und Tiefe ausgeglichen.

Die Straßen sind auch für italienische Begriffe nicht zu breit, dabei weder durch die häufigen Regengüsse ausgewaschen, noch durch die Wagenräder verdorben. Gerühmt wird ihr stattlicher Steinbelag.

Auch die Plätze werden gerühmt, die teils für die Märkte dienen, teils mit Grasflächen und Baumschatten die herrlichste Gelegenheit zu Erholung, Tanz, Spiel, Wettkampf, Zureiten der Pferde bieten. Turniere werden auf dem Platze beim Münster abgehalten.

Auf diesen Plätzen stehen schöne Brunnen; derjenige des Fischmarkts ist mit den Bildern der Madonna und zweier Heiligen geschmückt. Auch in allen Gassen und in vielen Häusern findet man Brunnen; allenthalben rauscht und sprudelt das klare süße Wasser; selbst das brunnenreiche Viterbo kennt nicht solche Fülle.

Bei der Schilderung der Häuser weiß der Venezianer nur von den Kaufläden zu reden. Enea Silvio dagegen trägt alle die Reize zusammen, die er an den Wohnungen der Bürger entdeckt: den buntschillernden Glanz der in farbigen Ziegeln gedeckten Dächer, die strahlendweißen, meist mit Malerei gezierten Fassaden, die Lust der Gärten und Brunnen, im Innern sodann die warmen Stuben, wo wunderlicherweise auch der Fußboden, neben Decke und Wänden, mit Holz belegt ist, die Fenster mit Glas geschlossen sind, Teppiche hängen, Singvögel lärmten. Das Ganze, bis zu den Störchen, die auf dem First des Daches nisten, das Bild einer wenn auch kleinen und engen, doch sicher begründeten Behaglichkeit. Das Rathaus, das Zeughaus, das Gesellschaftshaus zur Mücke und die Zunfthäuser werden nur kurz erwähnt. Etwas mehr Worte schenken die Schilderer den Kirchen. Freilich vermissen sie hier die edle Herrlichkeit des Marmors, den Schmuck der Altäre und Priester gewänder, den Reichtum an Bildwerk, Zierraten, Ge-

mälden, den die Kirchen der Heimat bergen. Hier ist alles viel schlichter. Dafür finden sich Eigentümlichkeiten wie die Totenschilde der Adelsgeschlechter und namentlich die gleich Zellen in die Mitte der Kirche hineingebauten Betstühle, in denen die Frauen mit ihren Mägden eingeschlossen dem Gottesdienste beiwohnen, und die je nach der Vornehmheit der Besitzer höher oder niedriger sind. Hervorgehoben werden der prächtige Aufsatz des Hochaltars im Münster mit der in Stein gehauenen Darstellung des Gekreuzigten und der Apostel, die Münsterorgel, Glocken und Uhrwerk in den Münstertürmen. Die Augustinerkirche ist sehr schön; die Barfüßerkirche imponiert durch ihre Größe; die Martinskirche trägt das Ratsgeläute; in der Peterskirche sind die steinerne Altartafel und die Orgel zu rühmen. Alle diese Kirchen sind reich an Heiltum; der vom heimatlichen Reliquiensinn erfüllte Gatari ergeht sich bei Aufzählung dieser Schätze in einer ungewohnten breiten Ausführlichkeit.

Auch die Befestigungen werden erwähnt. Der innere Mauerring, dessen Graben mit alten Steinen von Judengräbern eingefaßt ist, scheint der stärkere zu sein; die äußere Ummauerung würde einer harten Belagerung kaum widerstehen können.

Draußen aber, rings um die Stadt zwischen Hügeln und dunkeln Wäldern, zieht sich die Ebene, zum Teil reich bebaut mit Gärten, Rebgeländen, Wiesen, Saatfeldern, zum Teil Weideland und Wildnis. Noch sah man hier alle die Hecken und Gartenhäuslein sich erheben, die nach wenigen Jahren schon, bei der Armagnakengefahr, geopfert werden mußten. Hier prangten auch in den sonnigeren Lagen die Safranfelder, für Spanier und Italiener eine schöne Erinnerung an die Heimat.

Diese Stadt, inmitten der Weite ein scharf abgegrenzter Häuserhaufen, viel kleiner als heute, war nun der Ort einer seitdem nie mehr in solchem Maße gewesenen Verkehrssteigerung. Das Zusammenströmen dieser Menschen aus allen Teilen der Welt, ihr fremdartiges Treiben, ihre Behandlung der höchsten Fragen, alles dies auf dem einen kleinen Punkte, gibt ein Bild von ergreifender Art. Der Kontrast zwischen dem normalen städtischen Leben, das diese Räume sich geschaffen hatte und erfüllte, und dem jetzt sich hier zusammendrängenden neuen, völlig internationalen Leben ist nicht groß genug zu denken.

Denn dieses Konzil war eine Versammlung, die ihresgleichen nicht hatte. Sie stand unter der erhabenen Idee unmittelbarer Leitung durch den Heiligen Geist. Und wie groß und kühn lautete nicht ihr Programm: die Häresie auszurotten, die Sitten des kirchlichen Standes zu erneuern, dem christlichen Volke wieder den Frieden zu geben. Ein Konzil war in der Tat dazu angetan, «die ganze Kirche zu erschüttern».

Die Geschäfte und Pflichten, die nun dem Rat erwuchsen, waren meist neuer Art, und an Hemmungen wird es wenigstens zu Beginn nicht gefehlt haben. Das Ganze war eine Sache schwerer Verantwortung und überdies eine außerordentliche Belastung der städtischen Finanzen. Hiezu kam das Unzählbare, wodurch auch der Einzelne in Anspruch genommen wurde.

Aber die Stadt war seit 1424 von dem Plane des Konzils verständigt und konnte sich vorbereiten. Sie konnte insbesondere in Konstanz alle nötige Information holen; daß sie dies tat, zeigt die im Konzilienbuch des Rates eingetragene Darlegung über den Betrieb jenes Konzils.

Den Obliegenheiten gegenüber standen die gewaltigen Vorteile wirtschaftlicher Natur, die der Stadt aus der Anwesenheit des Konzils erwachsen und an die man in Basel natürlich sofort, und vielleicht mit Überschätzung, dachte, sowie die zur Zeit gar nicht zu ermessenden geistigen Einwirkungen. Abgesehen von dem einzigartigen gegenwärtigen Ruhme: das Konzil trug den Namen Basel in alle Welt.

Dieser ganze Apparat einer ausgedehnten und eigenartigen Geschäftsbesorgung war für die Basler Bevölkerung ein Gegenstand nicht geringen Erstaunens, wenn sie sich des einförmigen Lebens erinnerte, das sonst in diesen Klöstern waltete. Jetzt war hier ein unaufhörliches Kommen und Gehen von Fremden, ein Reden und oft Schreien in allen Zungen. Die Portale der Kirchen wurden nie leer von Anschlägen, in denen Sitzungen angesagt wurden, sowie von Zitationen und Monitorien; bei Plakaten letzterer Art standen oft Bewaffnete, durch die zitierende Partei zur Bewachung des Anschlags aufgestellt.

Auch der Gang der Versammlungen selbst bot des Verwunderlichen und Ungewohnten die Fülle. Ein einzigartiges Schauspiel schon dieses Debattieren beinahe zwei Jahrzehnte lang, ohne Aufhören, in Kommissionen, Deputationen, Generalkongregationen, Sessionen. Auch abgesehen von Ungeheuerlichkeiten, wie die Reden in der Diskussion mit den Böhmen waren – Palomars Rede dauerte drei Tage, die Replik des Johann Rokyzan vier Tage, und Johann von Ragusa setzte seine Widerlegung durch acht Tage hindurch fort –, war diese alle Sitzungen erfüllende Weitschweifigkeit, diese Freude am Wort, an der Theorie etwas Erstaunliches.

Der Gegensatz hiezu dann in denselben Versammlungen der wilderregte Streit. Die Zwietracht der Nationen vor allem trat zu Tage in den endlosen Rang- und Sitzstreitigkeiten zwischen Engländern und Franzosen, Burgund und Bretagne, Burgund und Deutschland. Diese Händel waren es, die das Weihnachtsfest 1433 störten, ohne Rücksicht auf die Anwesenheit des Kaisers, die am Palmsonntag 1435 die Prozession unmöglich machten; als im November 1435, wieder um eines Rangstreites willen, zwei spanische

Bischöfe einen englischen Prälaten im Münster von seinem Stuhle warfen, kam es zwischen den Anhängern und Dienern der Streitenden zu einer Prügelei; der skandalöse Vorfall hatte zur Folge, daß drei Tage in allen Kirchen Basels Interdikt war.

Die Ergänzung zu diesem Bilde, das die Versammlungen boten, waren die zahlreichen Schauspiele und Veranstaltungen, die immerfort die Geschäfte des Konzils begleiteten und unterbrachen, und durch die ein eigentlich festliches Element zu dem sonst schon vorhandenen Reichtum des Konzilslebens hinzutrat. Es waren Akte und Zeremonien aller Art, die sich im buntesten Wechsel ablösten; ihre Begleitung, das Glockengeläute, scheint unausgesetzt feierlichen Klanges über der Konzilsstadt zu schweben. Das Schauspiel war schon bisher ein mächtiges gewesen, jetzt wurde es noch umfassender. Zahlreiche neue Beziehungen und Erscheinungen traten zu der Fülle, die schon da war. Neben der Welt der Kirche tat sich die Welt des Reiches auf.

Das Wichtigste in dieser Beziehung war, daß Sigmund in Basel den Reichstag um sich versammelte. Am 25. Oktober hatte er ihn auf den 30. November einberufen; da nur Wenige dem Rufe folgten, erging am 8. Dezember eine neue Ladung auf 6. Januar 1434, und zu diesem Termin trafen Fürsten, Räte und Städteboten in großer Zahl hier ein.

Auf die Arbeiten dieses Reichstages, die hauptsächlich den Husitenangelegenheiten und dem schwäbischen Landfrieden galten, ist hier nicht einzugehen. Sie waren umfassend genug; aber neben ihnen nahmen noch andere Dinge den Kaiser in Anspruch. Mit dem Konzil hatte er zu verhandeln über die Frage der Präsidentschaft, über Rangstreitigkeiten, über die Übergriffe des Konzils in den Bereich staatlicher Gewalt u.a.m. Hiezu kam eine gehäufte Menge sonstiger Geschäfte aller Art, weltlicher und geistlicher, politischer und administrativer, die Erledigung finden sollten. Verrichten wir uns den Umfang und den steten Wechsel dieser Verrichtungen, dazu die alles erfüllende Persönlichkeit Sigmunds selbst, so erhalten wir in der Tat das Bild einer erstaunlich bewegten Zeit. Im Johanniterhause und zu Predigern und wo sonst sich der Kaiser in Geschäften betreten ließ, ging es unruhig zu, und dabei klagten viele, daß sie zu keinem Ziele kämen. «Wer hie zu Basel nit sin muß und nit fast ernstlich hie zu tun hat, der bleibe im Frieden daheim» schrieb der Frankfurter Gesandte nach Hause.

Neben die Geschäfte traten große und kleine Szenen und Zeremonien in Fülle. Auch an diesen wird offenbar, wie sehr sich der Schauplatz erweitert hatte.

Die Anwesenheit des Kaisers in den Konzilsdeputationen wurde freilich außen kaum bemerklich; um so mehr sein feierliches Thronen in den all-

gemeinen Versammlungen im Münster, wo er Krone und kaiserliches Gewand trug, Reichsapfel, Szepter und Schwert von seinen Fürsten neben ihm gehalten wurde. So insbesondere in der Session vom 26. April 1434, in der die Zulassung der päpstlichen Präsidenten verkündet und damit auch der letzte Streit zwischen Papst und Konzil beglichen wurde. Es war dies die glänzendste aller Sessionen; hundertfünf Mitren tragende Prälaten, darunter elf Kardinäle und drei Patriarchen, waren neben einigen Hundert sonstigen Konzilsvätern, Fürsten und Herren in ihr anwesend.

Jetzt sah man auch am Weihnachtstage, früh um ein Uhr, den Kaiser vor dem Altar des Münsters stehen, das blanke Schwert in der Hand, und den Gesang des Weihnachtsevangeliums anstimmen; ebenso eindrücklich war der Anblick, da er am Gründonnerstag 1434 bei den Johannitern öffentlich kommunizierte; «Gott gebe, das im und aller kristenheit nütze sie», meinte einer der Anwesenden.

Den fröhlichen Sigmund hinwiederum, den Freund der Frauen und der Feste, finden wir bei den Turnieren, die Ende Dezember 1433 und in der Fastnacht 1434 auf dem Münsterplatz abgehalten wurden; an sie schloß sich gewöhnlich Bankett und Ball im Hause zur Mücke; da sah man die schönen Frauen Basels, die einen mit weiten goldenen Halsketten oder mit Perlenschnüren geschmückt, die andern in goldgezierten Hauben, deren lange Zacken bis auf die Brust herabreichten. Die Herren waren gekleidet in Goldtuch und Seide und trugen an den Gürteln Glöcklein, die beim Tanze so laut klangen, daß man daneben die Instrumente kaum hörte. «Und immer war der Kaiser dabei.»

Weiterhin die Zeremonien voll kaiserlicher Würde, wie die Belehnungen des Markgrafen von Baden und des Herzogs René von Anjou, auf einer Estrade vor dem Münster, oder die ebenda vollzogene Investitur des Bischofs von Bamberg. Natürlich schlug der Kaiser in Basel auch Ritter: den Venezianer Gesandten Giovanni Francesco Capodilista am 5. Februar unmittelbar nach der Session, in der die Adhärenz Eugens verkündet worden war; bei andern Anlässen «den Hofmeister von Bern, den Stüssi von Zürich und ander vil buren, das dem adel nit wol geviel».

Die Gesandtschaft Sultan Murads, die dieser, nachdem er in Ungarn eingebrochen, zur Wiederherstellung des Friedens an Sigmund abgeordnet hatte und die vor ihm in Basel erschien, war jedenfalls das ungewöhnlichste dieser Schauspiele; sie überbrachten dem Kaiser als Geschenke zwölf Pferde von schönster grauer Farbe, zwölf goldgewirkte Tücher, zwölf Wurfmaschinen, zwölf reichgekleidete Jünglinge, zwölf silberne Krüge usw.

Für uns von Wichtigkeit ist die Wirkung aller dieser Dinge auf die Stadt. Es handelte sich um Vorgänge, die für den einzelnen Bürger wie für die

Gesamtheit und die Behörden unvergeßbar sein mußten, abgesehen von der großen Arbeit und den sehr erheblichen Kosten, die sie verursachten.

Wie das Konzil in seiner Gesamtheit denkwürdig ist, so hat die persönliche Anwesenheit, das Zusammentreffen zahlreicher bedeutender Männer an diesem einen Orte einzigartigen Reiz. Wir müssen darauf verzichten, die lange Reihe dieser Namen hier zu geben, und nennen aus ihr nur den in Basel bekanntesten, Enea Silvio Piccolomini.

Er kam am 15. April 1432 nach Basel, im Gefolge des Kardinals Capranica. Zum Schreiber des Konzils ernannt, begleitete er im Oktober 1432 den Bischof Nikodemus von Freising zum Frankfurter Kurfürstentag, kehrte von diesem bald wieder nach Basel zurück und blieb hier, bis er im September 1433 mit dem Bischof Bartholomäus von Novara die Stadt verließ. Abgesehen von der raschen Durchreise im Juni 1435, auf dem Wege zum Kongreß in Arras, betrat er Basel erst wieder im Frühjahr 1436 und blieb nun hier, mit Ausnahme einer Reise nach Wien im Sommer 1438; im November 1442 verließ er Basel und das Konzil endgültig, um in die Dienste König Friedrichs zu treten.

Beim Konzil arbeitete Enea als Skriptor, dann als Abbreviator; er gehörte der deputatio fidei an und war Mitglied des Zwölferausschusses. Aeneas von Siena ist der Name, mit dem er in den Akten genannt wird.

Dies seine amtliche Stellung. Daneben finden wir ihn mitten im muntern und ausgelassenen Treiben des Schreibervolkes, keinen Genuß meidend, Haupt eines Freundeskreises, der ihm Basel zu Athen machte, den er als seine Akademie pries. Nicolaus Amidanus, Pivani, Pietro da Noceto, Julianus Romanus waren diese Genossen, die meisten gleich ihm Sekretäre; auch Ludovicus Pontanus trat ihm nahe; neben diesen Italienern erscheinen auch Deutsche, ein Johann Steinhof und ein Arnold, in der Gesellschaft. Zuerst in diesem Zirkel glänzten Geist und Kunst des Enea, wurde seine Poesie, seine Beredsamkeit, der elegante Reiz seines Lateins bewundert. Hier in Basel begegnen wir den Anfängen der Wirkungen, die sich dann gewaltig steigerten, und kraft deren er als Apostel des Humanismus in Deutschland gilt.

Die Ergänzung hiezu war sein Studium des ihn umgebenden Landes und Volkes. Er scheint in Basel deutsch gelernt zu haben; hier und auf den Reisen dieser Jahre gewann er eine Vorstellung des Landes und ein Bild der Landschaft, ging er den Stämmen, der Verschiedenheit ihrer Dialekte nach. In diesen Studien und Beobachtungen, in der Rechenschaft, die er sich selbst darüber ablegte, erwuchs ihm die Anschauung von Deutschland, die dann so oft in seinen späteren Werken durchbricht. Aber nicht deutsches Wesen allein wollte er kennen lernen. Als der Camaldulenser Hieronymus,

der Bekehrer der Litauer zum Christentum, in Basel sich aufhielt, suchte ihn Enea in seiner Zelle bei den Karthäusern auf, um genauen Bericht über jenes Land und Volk zu erhalten; die Bekanntschaft mit einigen Franzosen, an die er beim Konzil geraten, veranlaßte ihn, sich die Geschichte der Franken anzusehen. Mit uneingeschränktem Interesse nahm er jede neue Erscheinung auf, und sein künstlerisches Bedürfnis ließ die Beobachtung sofort zur Darstellung werden. In dieser Weise ist er auch dazu gelangt, die Konzilsstadt Basel selbst zu schildern. Zu zweien Malen, 1433 und 1438, und diese beiden Beschreibungen gehören zu den schätzbarsten Quellen unsrer Geschichte. Hier liegt ihre Bedeutung darin, daß sie die persönlichen Beziehungen des Enea zum Konzilsort und dessen Bewohnern vergegenwärtigen. Hinter der Schilderung so vieler Einzelheiten steht sichtbar der Verkehr des Autors mit den Menschen, und daß einige tadelnde Bemerkungen über Basler Eigentümlichkeiten, die Enea in der ersten Beschreibung anbrachte, ihm in der Bürgerschaft übel vermerkt wurden, ja seinen Weggang nötig machten, scheint aus einer Stelle des späteren Werkchens sich zu ergeben.

Wir würden gerne mehreres von solchen persönlichen Berührungen erfahren. Aber die Zeugnisse sind selten. So ist auf die Beziehungen des Johann von Ragusa zu den Predigern zu verweisen. Namentlich aber kommt die Karthause in Betracht.

Dieses abseits liegende, vom Lärm des Konzils nicht berührte Kloster eignete sich in hohem Grade dazu, Einzelnen einen Verkehr höherer Art zu ermöglichen. Die Karthause war zu jener Zeit das jüngste, zugleich das innerlich vornehmste Kloster in Basel. Sein Prior, Albert Bur von Utrecht, vertrat die Gemeinschaft in vorzüglicher Weise. Die Gebäulichkeiten waren noch unfertig und boten die mannigfaltigste Gelegenheit zur Munifizenz.

Man hat den Eindruck, daß einzelne Konzilsherren sich wie verpflichtet fühlten, an der gastlichen Konzilsstadt Vergeltung zu üben, und dies am schönsten hier in der Karthause tun zu können glaubten. Wir finden eine so eifrige Betätigung dieser Art, daß später in der Erinnerung der Mönche die Jahre des Konzils als eine glänzende, unvergleichliche Zeit lebten.

Als Kardinal Cesarini im Februar 1435 mit der Entwerfung umfassender Reformvorschläge beschäftigt war, suchte er für diese Arbeit die Stille der Karthause auf. Der Kardinal Otto von Katalonien verfaßte für die Karthäuser einen Mondkalender und erklärte seinen Gebrauch dem ganzen Konvente. Alljährlich am Gründonnerstag fand sich Bischof Aymo von Grenoble drüben ein und wusch den Brüdern die Füße. In so ansprechender Weise tritt uns dieser Verkehr entgegen; seine äußern Dokumente waren die reichen Leistungen für Bau und Ausstattung des Klosters. An der Sakri-

stei, den Kreuzgängen, einzelnen Zellen, an Altardecken, Bildern, Kandellabern, Büchern haftete das Gedächtnis dieser Benefaktoren, der Kardinäle Cervantes, von Arles, Albergati, von St. Eustach, der Bischöfe von Worcester, von Vich usw. Das Schönste waren die Glasgemälde in den Kreuzgängen; durch eine Scheibe sich hier ein Denkmal zu sichern, scheint unter den Prälaten zum guten Ton gehört zu haben, und es entstanden jene in reichster Bilderpracht glühenden Fensterreihen, die als Schmuck der ernsten Kirchhöfe und Wandelgänge das Andenken einer großen Zeit noch lange festhielten. Auch als Ort der Bestattung war die Karthause bevorzugt; sie wurde zur Hüterin der Gräber der Bischöfe von Rochester, Worcester, Utrecht, Como, des Kardinals von St. Eustach und vieler anderer, deren stille Anwesenheit von nun an die Welt der Mönche bereicherte.

### *Klerus*

Weithin gelagert und in den mannigfaltigsten Formen breitet sich das Basler Kirchenwesen vor uns aus.

Der Klerikerstand, die milicia clericalis, die große Gesellschaft der Tonsurirten, nicht Geburts- sondern Berufsstand, ist die «Pfaffheit», von der Gesetze und Urkunden reden. Um diese Gesamtheit handelt es sich bei der Festsetzung der Sonderrechte und Freiheiten, bei den Verhandlungen über Reform, bei Zusammenkünften wie derjenigen von 1409, in der die Anerkennung Papst Alexanders ausgesprochen wurde. Adressierungen großer kirchlicher Mandate an «Äbte, Prioren, Pröpste, Dekane, Archidiakone, Kanoniker, Kirchrektoren, Altaristen, Guardiane, Lektoren, Präceptoren, Commendatoren, Regularchorherren, Priester, curati, Vikare, Kleriker zu Basel» nennen die Hauptvertreter der Masse.

Diese «geistlichen Personen» sind die Verwalter des Überirdischen, sind durch Chordienst, Altardienst und Fürbitte die Vermittler zwischen Gott und dem Volke. Sie gelten darum als die Auserwählten der Einwohnerschaft und fühlen sich zugleich als Glied einer großen, weit über die Stadt hinausreichenden Gemeinschaft. So bilden sie eine von allem ausgesonderte Gruppe; sie wollen unberührt bleiben von Lasten und Geschäften und sollen weltlichem Wesen gar nicht genügen können, daher sie, gleich den Frauen, dem Schutze der frommen Ritter befohlen sind, keines der hochstiftischen Ämter bekleiden können, vor dem Stadtgericht eines Vogtes bedürfen und dergleichen mehr.

Ein großer Teil dieser geistlichen Einwohnerschaft lebt hinter Mauern verschlossen, in den Klöstern, und wird selten sichtbar. Das sind die Religiosen, die Ordensleute, Mönche und Nonnen.

Ihnen gegenüber steht und beschäftigt uns hier zunächst der eigentliche Klerus, der sich, ohne Schaden für seinen Standescharakter, täglich überall mitten im profanen Leben bewegt.

Zum Wesen des Klerus gehört, daß er in den wenigsten Fällen theologisch geschult ist, überhaupt selten höhere Bildung besitzt. Der Durchschnittskleriker hat meist nur die Lateinschule durchgemacht und im besten Fall einen artistischen Grad erlangt.

Auch sind keineswegs alle Kleriker zugleich Priester. Manche begnügen sich mit den niedern Weihen und sind somit nicht zum Zölibat verpflichtet. Daher die oft uns begegnenden *clericī conjugati*. Sie verlangen nicht mehr, streben überhaupt nicht nach hohen Dingen und wahren sich die Möglichkeit der Rückkehr in den Laienstand. Erst die Priesterweihe gibt dem Kleriker die innere unverlierbare Befähigung zur Ausübung der Kirchengewalt, zur Darbringung des Meßopfers, zur Spendung der Sakramente.

Ziel fast aller Kleriker ist die Pfründe, weil sie ein Kirchenamt trägt und ökonomischen Wert hat. Sie besitzt Geräte, Bücher, Zinse, Häuser usw. Sie gibt einem Leben Halt, sie ernährt, sie bietet Versorgung. Es sind sprechende Vorgänge, wie der Stadtschreiber Künlin auf seine alten Tage Kleriker wird und nach den Sorgen und Anstrengungen der langen Amtsarbeit die Stille einer Kaplanei in der Heiligkreuzkapelle aufsucht; oder wie bei der Teilung des Eptingischen Erbes 1456 Hartmann zurücktritt und seinen Brüdern die größeren Teile läßt, weil er wohlbepründet ist und sein Auskommen hat, während sie die Familie emporbringen sollen. Die Pfründe ist die erwünschte Grundlage klerikaler Tätigkeit. Wer dem Altare dient, soll vom Altare leben; ohne Zeitliches kann das Geistliche nicht gedeihen; je besser und nahrhafter die Pfründe ist, um so reichlicher kann auf ihr Gott gedient werden.

In unzähligen Fällen sehen wir aber den Kleriker sich gar nicht mit einer Pfründe allein begnügen, sondern ehrgeizig und habsgütig ihrer mehrere begehrn und neben einander besitzen.

Aber anderseits sind auch nicht alle Kleriker bepründet. Die Zeugenreihen der Offizialatsurkunden zum Beispiel oder die langen Listen der Bewerber um ein vom Rate zu vergebendes Benefiz zeigen uns stellenlose Kleriker in Menge. Wie zahlreich jederzeit die Bedürftigen und Darbenden in diesem Kreise waren, verraten auch gelegentliche Erwähnungen: die armen Priester, die bei der reichen und gutherzigen Adelheid Bidermann an die Kost gehen dürfen; oder diejenigen, unter welche die vom Klingentaler Kaplan Schlatter hinterlassenen Kleider verteilt werden und dergleichen mehr. «Kein ärmer Vieh auf Erden ist, als Priesterschaft, der Nahrung gbrist», sagt Sebastian Brant. Allezeit gibt es Kleriker, die von der Schule weg nicht sofort zu

einem Benefiz gelangen, sondern in einem unsteten ambulanten Leben zu clericis vagabundi, zu fahrenden Scholaren werden. Viele gehen dabei unter, bringen dem Stand keine Ehre. Einzelne aber finden den Weg zum großen kirchlichen Glücksmarkt in Rom und erlangen dort einen Posten bei einem Prälaten oder die Provision auf eine Pfründe.

Der Kleriker ist nirgends ein Fremdling, er kann überall zu Hause sein. So kommt es, daß neben den Eingeborenen sich unaufhörlich auch solche herandrängen, die von draußen gekommen sind. Eine buntgemengte Masse von Pfaffheit offenbart damit die Weite und die Einheit der kirchlichen Welt.

Die kleinste Gruppe innerhalb des städtischen Klerus bildend, können die Pfarrer doch als seine Ersten und Wichtigsten gelten. Sie sind bleibend angestellt. Sie sind die regelmäßig und am sichtbarsten wirkenden Vertreter der Kirche, die durchaus Unentbehrlichen. Nicht als Diener der Gemeinden stehen sie da, sondern als Verwalter des Kirchenamtes. Auch nicht das Priestertum, die selige mystische Einsamkeit vor dem Altar, ist's was sie auszeichnet, sondern die Gewalt des Parochieherrn. Ihre Wohnung ist womöglich in unmittelbarer Nähe ihrer Kirche. In den Sprengeln, bei deren Kleinheit jeder einzelne ihnen nahe ist, können sie Hirten und Väter sein, ist ihnen die Leitung der Seelen und damit die «Kunst der Künste» anvertraut.

Freier, selbständiger, als reine Gemeindepfarreien stehen St. Martin und St. Theodor da; sie gleichen sich in ihrer Entwicklung durchaus.

Der Patronat beider Kirchen stand ursprünglich, durch die Schenkung Bischof Burchards, dem Kloster St. Alban, seit 1259 (vollständig seit 1314), der Patronat von St. Theodor dem Domstift zu. Kraft dieses Rechtes wählten Konvent und Kapitel die Pfarrer und präsentierten sie dem Bischof (für St. Martin dem Bischof von Basel, für St. Theodor dem Bischof von Konstanz) zur Investitur. Diese Pfarrer, meist vornehme Herren, versahen ihr Amt kaum je in eigener Person. Sie behielten die Würde, den Hauptteil der Einkünfte, die rechtliche Vertretung; für Besorgung der Geschäfte selbst hielten sie sich untergeordnete Kleriker als Vikare oder Leutpriester, die sie besoldeten.

Ein anderer Orden der Frühzeit, die Karthause, faßte in Basel Fuß erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Bei dieser Niederlassung wurde 1404 auch die Frage der Parochierechte geregelt: die Karthäuser sollten gleich andern Parochianen den Pfarrzehnten entrichten; sie durften niemandem außerhalb des Klosters die Sakramente geben; sie durften jedermann ein Grab bei ihnen gewähren unter Vorbehalt der Rechte der betreffenden Gemeindekirchen auf Präsentation und Quart.

Zu wirklichen Konflikten kam es erst seit dem Auftreten der Mendi- kanten (Barfüßer, Dominikaner, Augustiner).

Das diesen Mönchen gesteckte Ziel war, in Demut und Armut das ursprüngliche christliche Leben so vollständig als möglich zu erneuern; sie strebten aber nach diesem Ziel nicht im Leben klösterlicher Stille, sondern mit entschlossenem und verlangendem Hinaustreten in die bewegteste Welt. Diese Welt betrachteten sie als ihr Gebiet. Sie wußten nichts von Gemeindegrenzen, waren frei von jeder lokalen Kirchengewalt. Mit einer unvergleichlichen begeisterten Kraft der Hingebung wie der Anziehung erschienen sie allenthalben als Eroberer, stellten sich dem Papsttum als die tätigste Mannschaft für Ausbreitung seiner Macht und Bekämpfung der Häresien zur Verfügung.

Daß das Volk ihnen seine Gunst schenkte, ist natürlich. Ihre Aufgabe war, nicht sich selbst zu leben, sondern der Allgemeinheit. Sie selbst waren zumeist aus der Masse der niedern Bevölkerung hervorgegangen. Ihr Wandern, ihr Gabenheischen führte sie überall hin, machte sie jedem bekannt und vertraulich.

Aber auch die Opposition des Pfarrklerus ist zu begreifen. Ein Streit begann, der nie mehr zur Ruhe kam, vielmehr mit der allgemeinen Entwicklung des Lebens sich immerfort steigerte.

### *Klöster*

Der Klerus erscheint als allgegenwärtig. Trotz seinem Anspruch auf einen überweltlichen Wert lebte er, am Größten wie am Kleinsten beteiligt, mitten in der Welt.

In den Klöstern dagegen barg sich eine aus der Gesellschaft ausgeschiedene Bevölkerungsgruppe. Weil sie Masse machte und in ihrem Gegensatze zur Welt in feste Formen gefaßt war, konnte sie als eine Hauptvertretung kirchlichen Wesens gelten. Aber zum Klerus zählten diese Religiosen im Grunde nicht. Sie waren kein Volk von Geweihten, hatten keine Priester gewalt. Solche Gewalt und Weihe konnte bei einzelnen hinzutreten; das Entscheidende waren hier die Gelübde und die Klausur.

Unter bestimmter, von der höchsten Kirchengewalt approbierter Regel, die den ganzen Menschen sich untertan machte, standen hinter den Mauern des geschlossenen Klosters, von der Welt und ihren Leidenschaften unberührt, diejenigen beisammen, die in lebenslänglicher Erfüllung jener drei feierlichen Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams nach höherer christlicher Vollkommenheit strebten.

Auch der Klerus hatte seine Unabhängigkeit vom Städtischen und eine ideale Heimat, die über den Ort seiner Anwesenheit weit hinausging. Bei

den Klosterleuten stand diesem Orte nicht nur die eine Größe der allumfassenden Kirche gegenüber, sondern auch noch die mannigfaltige Kraft einzelner, nach eigenen Gesetzen herrschender Verbände: der Orden.

Der alte ruhmreiche Benediktinerorden hatte hier im Jahre 1083 das Kloster St. Alban geschaffen. Gegenstück dieser Gründung war diejenige der Karthaus im Jahre 1401; auch in ihr noch baute sich einer der alten Orden ein Haus in Basel. Dazwischen erhoben sich die Niederlassungen der Mendikanten: der Barfüßer 1231, der Prediger 1233, der Augustiner 1276. Organisatorisch mit diesen verbunden, aber im Wesen von ihnen unabhängig erscheinen die Klöster der sogenannten zweiten Orden der Mendikanten, die Weiberklöster, von denen Gnadental seit 1266, St. Klara seit 1279 dem Barfüßerorden, Klingental seit 1274 und St. Maria Magdalena an den Steinen seit 1304 dem Predigerorden unterstellt waren. Aus der alten Zeit stammte auch das Kloster St. Leonhard, mit den gleich den Predigern und Augustinern durch die sogenannte Augustinerregel beherrschten regulierten Chorherren. Solche lebten auch in den beiden Niederlassungen der Antonier, deren ältere, in der St.-Johanns-Vorstadt, schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts bestand; das zweite Haus entstand 1462 an der Rheingasse in Kleinbasel auf dem alten Ziegelhofe der von Hiltalingen. Das am wenigsten bezeugte in der Basler Klosterwelt waren die Ritterhäuser der Johanniter und der Deutschherren.

Das Zusammenwirken dieser Einzelheiten mit dem Allgemeinen bildet die Geschichte des Basler Klosterwesens.

Jedes der Klöster gehört einem großen Verwaltungsbezirke seines Ordens an: der Kluniazenserprovinz Alamannia, der Nation Elsaß in der Dominikanerprovinz Teutonia, der Kustodie Basel in der oberdeutschen Minoritenprovinz, der rheinisch-schwäbischen Provinz der Augustiner, der Ballei Elsaß der Deutschherren, dem Großpriorat Heitersheim in der deutschen Zunge der Johanniter.

Die Korrespondenzen und Meldungen, die zwischen dem Kloster und der Provinz- oder Ordensleitung hin- und hergehen, die Besuche der Visitatoren, die Reisen halten das Gefühl solchen Zusammengehörens rege. Jeder junge Johanniter hat sein Noviziat auf Rhodus durchzumachen; wiederholt reisen die Basler Komture, z.B. 1517 Peter von Englisperg, dorthin zum Kampfe wider die Türken. Auch auf andere Weise macht der Orden seine Rechte geltend. Etwa in jährlichen Kollekten, wie die Antonier zu tun pflegten. Oder in der Erhebung regelmäßiger Beiträge der Klöster an die Ordenskosten. Am mächtigsten in großen Versammlungen. Das Mainzer Provinzialkapitel der Benediktiner freilich, das im Juni 1435 hier gefeiert wurde, kam des Konzils wegen; nur die Mendikantenklöster Basels zogen

die Kongresse heran, in denen die Vertreter der Provinz oder des ganzen Ordens über Verwaltung, Zucht, Studium usw. zu beraten und zu beschließen pflegten. Solcher Provinzialkapitel haben in unserm Zeitraume bei den Augustinern zwei, bei den Predigern zehn, bei den Barfüßern zwanzig in Basel stattgefunden. Ihnen gegenüber standen, durch universale Beteiligung und Wichtigkeit der Verhandlungen ausgezeichnet, die Generalkapitel; diese großen Darstellungen der Ordensmacht haben die Augustiner im Jahre 1350, die Barfüßer 1454 und 1472, die Prediger 1473 hier erlebt. Wenn dabei auch die Stadt mit Beiträgen half, so war die Aufgabe doch eine schwere, so daß die Klöster jeweilen freiwillige Gaben sammelten, in möglichst weitem Gebiet und unter Ablaßverheißen des Papstes, des Ordensgenerals und der beteiligten Bischöfe. Zum Provinzialkapitel der Prediger 1508 lieh der Basler Heinrich David sein Silbergeschirr.

Was an solchen Kapiteln zur Verhandlung kam, zeigt uns die ganz singuläre Kraft und Klarheit dieser Ordensorganisationen. Die Tätigkeit eines Jahres wird auf einen Punkt gesammelt und erwartet Bestätigung, Weisung, Erledigung. Ein ausgebildetes Rapport- und Kontrollsyste m läßt die Obern alles wissen, was irgendwo im Orden geschieht, und erwägen, was geschehen soll. Mit Staunen lesen wir, wie in Cluny die Visitatoren über Bauten im Basler Kloster, die Ausgelassenheit der Nonnen von Feldbach, die Armut Isteins usw. berichten und die Definitoren darüber Beschlüsse fassen, und wie zur selben Zeit an einem andern Orte der Predigergeneral gleichfalls jedes Detail seines weiten Reiches beachtet; Vorfälle in den Konventen, Fähigkeiten und Verhalten einzelner Brüder, Kleinigkeiten wie die Zuweisung von Zellen im Predigerkloster zu Basel und dergleichen mehr werden behandelt in buntem Wechsel mit den allgemeinsten und sublimsten Angelegenheiten; die Gründungsgeschichte der Karthause zeigt aufs lebendigste, wie ein solcher Orden in der Stadt Fuß faßt, wie zunächst alles Ordenssache ist und das Lokale noch völlig zurücktritt.

Dabei ist uns eindrücklich der Zustand allgemeiner Heimatberechtigung des einzelnen im ganzen Ordensgebiet.

Als das Wichtigste aber hat zu gelten, daß aus der Ordenszugehörigkeit dem einzelnen Religiösen Aufgaben erwachsen können, die ein Konvent niemals stellt. Auf diesem Wege wird mancher für uns bekannt, ja bedeutend, der als Mönch uns gleichgültig bleiben würde. Schon die Verwendung einzelner Prioren der Karthaus, der Augustiner, des Albanklosters als Visitatoren oder Definitoren ihrer Orden hebt sie auf eine höhere Stufe; der Prior Theobald von St. Alban wird Kämmerer von Cluny in Alamannien und Lothringen, sein Nachfolger Ulrich von Bisel einer der zur Ordensreform Deputierten, der Johanniter Hans zu Rhein Meister in deutschen Landen,

Johann von Basel 1359 Meister des Tertiärordens der Franziskaner. Solche Männer bringen ihrem Basler Hause Ruhm; aber sie sind nicht Vertreter dieses Konventes, sondern individuell ausgezeichnete Träger des Ordensgedankens und der Ordensmacht.

Im Ganzen des städtischen Lebens standen die Klöster als seltsame Erscheinungen. Sie waren völlig ausgesonderte Teile der Einwohnerschaft, gebildet durch solche, die auch das Gewöhnliche nicht mehr nach freiem Belieben taten, aber dafür die Seligkeit eines höheren Lebens in Askese, in Besitz- und Beruflosigkeit, in steter Meditation und Gebetsübung erfahren sollten. Nicht nur in ihrer Entwicklung durch die Jahrhunderte, sondern schon tagtäglich in ihren einzelnen Mitgliedern zeigten die Klöster neben-einander alle Möglichkeiten dieses Wesens vom Ideal des ursprünglichen Klostergedankens bis zur rohen Verwilderung. Aber in jeder Form etwas durchaus Abgeschlossenes, einen Gegensatz zum Erdenleben ihrer Umgebung.

Vor allem forderte eine solche Existenz den Vergleich mit dem Weltklerus heraus. Die Debatten darüber, welcher Stand der vorzüglichere sei, hatten schon frühe begonnen, und im allgemeinen war man zunächst versucht, die Mönche, diese «Kinder Gottes», im Rang über die Weltgeistlichen zu stellen, den guten Mönch für den wahren und vollkommenen Christen zu halten. Aber so überzeugt man auch sein mußte von der stärker bindenden, das ganze Leben ergreifenden Gewalt des Klosters, von der unvergleichlich schwereren Last dieser Gelübbe – so daß zum Beispiel der Domkaplan Fatzman sagen konnte: wo ein Weltpriester etwas gelobt gegen Gott oder die Welt, so hat's ein Mönch zwiefältig geloben müssen –, und so unbestreitbar die Klosterleute im Durchschnitte den Klerikern an Gelehrsamkeit überlegen waren, so unnütz erschien doch das Leben hinter den Klostermauern. Unnütz für das gemeine Wesen. Als Heynlin in die Karthause ging, wurde er bitter getadelt, daß er die Kanzel verlasse und Mönch werde; «er hätte nützer mit predigen mögen sin». So redete man, weil es sich um einen Mann wie Heynlin und um die Karthause handelte, der man schon bei ihrem Entstehen in Basel vorgeworfen, daß ihre Brüder niemandem dienten als sich selbst. Andere Klosterleute mochten allerdings mit Predigen, Beichtehören usw. eine utilitas wenigstens äußerlich erweisen, handelten aber damit dem eigentlichen Begriffe des Klosters zuwider.

Der Mönch konnte glauben, durch das Mönchsein für das eigene und der Seinigen Seelenheil zu sorgen. Aber der Stadt und der Welt, auch der Kirche, ging er verloren.

Vor allem haben wir uns die Bedeutung der Exemption dieser Klöster von aller lokalen richterlichen Gewalt klar zu machen. Die eximierten

Klöster waren der Hoheit und Jurisdiktion des Basler und des Konstanzer Bischofs entzogen; sie waren befreit von der Entrichtung der Zehnten, Steuern, Subsidien usw.; Delikte von Klosterleuten zu bestrafen war nicht Sache des Bischofs sondern des Ordens, und auch dem Papste gegenüber konnte ein Kloster, z. B. die Karthause 1513, geltend machen, daß es seiner Macht entzogen und nur dem Orden untertan sei, daher auch die päpstlichen Kollekten nicht zu entrichten habe.

Dazu nun die Sonderstellung innerhalb der Stadtmauer, die den Häuptern des Gemeinwesens und seinen Bürgern zu denken geben mochte. Dieser Grundbesitz, diese allverbreiteten Zinsrechte, dies unaufhörliche Übergehen von Geld und Gut in die Klostergewalt, das Verschwinden von Erbtöchtern und das Erlöschen ganzer Familien im Kloster, wie der von Embrach im Klingental, der zum Wind und der Tagstern im Predigerkloster, der elsässischen Adelsfamilien von Sulzmatt und von Karspach im Klarakloster usw. Die Klöster mochten Bürger heißen und waren doch unstädtische, fremde Gemeinschaften. Dem Schutze des Rates stellten sie ihre apostolischen und kaiserlichen Schutzbriebe entgegen, der Kastvogtei des Rates Kastvogteipräventionen der Herzöge von Österreich, den Aufforderungen zu tätiger Teilnahme an Leid und Last des Gemeinwesens ihre Privilegien, ihre Zoll- und Steuerfreiheit, ihr Asylrecht. Und bei alledem lebten sie doch mitten im städtischen Treiben und von allen seinen Kräften; sie wirkten oft bis ins Intimste der Familien aus ihrer immer wieder sich schließenden Klausur heraus, trieben <sup>occasione</sup> Weinausschank und dergleichen mehr. Es ist zu begreifen, daß der Rat gelegentlich über diese Klöster klagte, mit denen er so «viel bekümmert und gemühet werde».

Die zu allen Entbehrungen bereite Weltflucht des alten Anachoreten war beim städtischen Mönch zur Befreiung von den Lasten der Welt und von den bürgerlichen Pflichten geworden.

Wer ins Kloster ging, tat dies, um «darin Gott dem Herrn Tag und Nacht in Reinigung und Demütigkeit zu dienen, sein und der Seinen, sie seien lebend oder tot, Heil zu schaffen». Es war ein Ausscheiden aus der Gesellschaft, ein Verlangen nach ungestörtem Leben in Gott, in den meisten Fällen eine Versorgung.

Einzelne Äußerungen verraten uns allerdings, daß zu Zeiten die Orden die Werbenden waren. Wenn die Anmeldungen ausblieben, wenn Epidemien die Konvente dezimiert hatten, erging der Befehl an die Provinzbehörden des Ordens, sich nach tauglichem Nachwuchs umzusehen und diesen mit aller Klugheit *cum omni diligencia*, zum Eintritt zu bestimmen.

Im übrigen mochte den Beteiligten selbst oft nicht klar bewußt sein, auf welcher Seite die stärkere Initiative war. Dem Kloster konnte der neue

Bruder, die neue Schwester alles Mögliche bringen: Geld und Gut und einen weiten Verwandtenanhang. In der Regel aber wird es sich doch um Interessen der den Eintritt Begehrenden gehandelt haben. Das Kloster bot sich nicht an, sondern wurde gesucht. Aus Motiven, die natürlich in jedem Falle wieder andere waren, und die durch Formel und Urkundenstil hindurch zu erkennen oft unmöglich ist. Tiefe Empfindung und die Not einer Seele verbergen sich gerne, und in der Überlieferung herrschen das rein Geschäftliche oder gar das höhnisch Verzerrte. «Hat ein Edelmann ein Kind, das da schielet oder hinkt, kröpfig oder lahm ist, so gibt es eine Nonne oder einen guten Mönch», spottete der Barfüßer Pauli. Aber nicht nur Fürsorgebedürftige wurden eingeklostert, nicht nur unreife, willenlose Geschöpfe ihrer Väter oder Vormünder. Matronen, von allen Lüsten und Leiden des Lebens mitgenommen, und müde Greise duckten sich noch unter den Schirm des Klosters. Auch fertige Männer werden Mönche wie der Rheinfelder Stadtschreiber Ludwig Moser. Und nicht nur Laien. Der Domkaplan Konrad Schlatter trat ins Predigerkloster, und jener Johann Hochberg, der 1488 die Karthaus aufsuchte, war vorher Sänger des Chorherrenstiftes zu Nieder-Baden gewesen. Welche Erinnerungen mochten auf der Nonne Katharina Berner im Klarkloster lasten, einer Jüdin, die als Kind durch die Familie Berner aus der Vertilgung ihrer Gemeinde gerettet, christlich gemacht und ins Kloster getan worden war; und wie heftig der Kampf zwischen einzelnen und dem Kloster sein konnte, zeigt uns Anna von Ramstein, Tochter des Freiherrn Rudolf. Weil sie aus der Zerrüttung des Elternhauses zu fliehen versucht hat, wird sie durch ihren Vater erst eingekerkert, dann 1451 zum Eintritt ins Steinenkloster gezwungen; nach neun Jahren entweicht sie auch hier, da sie es «ohne Lebensgefahr» nicht länger im Kloster aushalten kann, wird aber ergriffen und zu St. Klara untergebracht; sie fleht den Papst vergeblich an, sie Benediktinerin werden zu lassen; da flieht sie 1463 nochmals, wird wieder gefangen und neuerdings ins Steinenkloster getan; hier bleibt sie nun und hier stirbt sie, nach dreiundsechzig Jahren Klosterlebens, hochbetagt. Anmutiger ist das Bild der Anna von Randeck, die sich am 4. Mai 1467 dem Gnadal übergibt; in den Worten des Dichters, der anwesend war, lebt sie heute noch, wie sie «lächelnden Antlitzes ins Kloster eingeht, alle Süßigkeiten der Welt und die Täuschungen der Liebe hinter sich lassend, nackt aus diesem Meer an die seligen Gestade zu Christo fliehend».

Immer aber ist eine solche Einklosterung ein ergreifender Vorgang, und das leidenschaftliche Leben dieser Szene verrät sich oft schon in Worten, die voll Tatsächlichkeit sind. Der Vater «stößt» sein Kind in ein Kloster; er «ergiebt es Gott dem Allmächtigen zu einer dienstbaren Tochter»; «das allergenehmste Opfer ist dem Herrn, daß der Mensch ihm seine Jugend

opfere in einem bewährten Orden». So äußern sich Gefühle der Beteiligten. Was hinzutritt, sind bestimmte Formen und Rechtsforderungen.

Vor allem ist persönliche Freiheit Voraussetzung des Eintritts ins Kloster, daher zum Beispiel Ulrich Stocker, der Karthäuser werden will, 1484 durch den Grafen Hug von Montfort, oder Johann Pfister von Hallau, der Aufnahme ins Predigerkloster begeht, 1485 durch das Schaffhauser Heiliggeistspital der Leibeigenschaft entlassen werden.

Auch eheliche Geburt wird verlangt; ist der sich zur Aufnahme Meldende unehelich, wie zu St. Leonhard Lienhard Grieb, im Klingental Walpurg von Runs 1483, so muß er einen Dispensschein vorlegen.

Auf verschiedene Weise dagegen scheint die ökonomische Seite des Vorgangs angefaßt worden zu sein.

Dem Wesen der Sache war Beiseitelassen jedes Geldgeschäftes gemäß. Freier Hingabe an Gott entsprach freie Aufnahme um Gottes Willen. Was dem Aufgenommenen zu leisten war, konnte aus den dem Kloster zufließenden Liebesgaben bestritten werden und war nicht erheblich, solange mit der Askese im Kloster Ernst gemacht wurde. Von einem Einkauf ins Kloster konnte also ursprünglich keine Rede sein, und diese Auffassung findet sich auch spät noch ausgesprochen, z.B. in Erlassen des Predigerordens im 15. Jahrhundert; ein Zuwiderhandeln wird mit den schweren Strafen der Simonie bedroht.

Dem entspricht, daß in manchen Fällen, namentlich bei Armut des Petenten, die Aufnahme tatsächlich ohne Entgelt gewährt wurde. Aber begreiflich ist auch, daß Mode, Standesgefühl, Stolz sich eine unentgeltliche Aufnahme verbaten und daß die Klöster solcher Anschauung gerne folgten, ja sie zur Regel werden ließen. Uns ist sie bezeugt durch zahlreiche Urkunden, namentlich der Frauenklöster, die gleich Verträgen das ganze Geben und Nehmen regeln. Und deutlich nennen sie auch die Motive. «Damit diese Tochter im Kloster um so besser besorgt sei, Dach und Gemach habe und daher Gott um so ruhiger dienen und ihn inniglicher für ihre Eltern und Vordern bitten könne», «damit sie dem Kloster nicht lästig falle», «damit sie nicht das Almosen esse, das andre Leute dem Kloster gegeben haben», zahlen die Eltern dem Kloster eine Geldsumme, und gelegentlich wird der Eintritt geradezu als Kauf einer Pfründe bezeichnet. Zur Geldmitgift – die bald Kapital ist, bald Leibgedingzins – tritt eine Aussteuer an Kleidern, Bettwäsche, ja Möbeln und Geräten; auch ihre Kleinodien bringt die Aspirantin mit; nur die Gebetbücher hat ihr das Kloster zu liefern.

Dem Eintritt folgt zunächst die Probezeit des Noviziaten und erst dieser die professio religiosa, d.h. die Ablegung der drei feierlichen Gelübde und die Verpflichtung auf die Ordensregel.

Während der Probezeit konnte der Novize wieder austreten, und mit ihm ging auch seine Aussteuer wieder aus dem Kloster – unter Vergütung der Kosten, die das Kloster mit ihm gehabt hatte –, sofern nicht bedungen worden war, die Aussteuer erst bei der Profess einzuzahlen. Auch wenn der Novize vor der Profess starb, sollte seine Aussteuer wieder zurückfallen, sofern nicht der Eintretende, wie z.B. Hieronymus Zscheckabürlin 1487, ausdrücklich hierauf verzichtet hatte. Doch war jene Regel nicht unwieder-  
sprochen.

Die Möglichkeit des Eintritts in ein Kloster war natürlich nicht unbeschränkt, die Frequenz nicht beliebig. Vermögens- und namentlich Raumverhältnisse gaben das Maß. Am deutlichsten zeigt sich dies bei der Karthause, wo eine festbestimmte Zahl von Einzelzellen bestand und eine Vermehrung des Konvents nur geschehen konnte durch Vermehrung der Zellen. Wer eine Zelle stiftete, stiftete damit einen Mönch. In andern Klöstern konnte man sich mit Anpassen und Überfüllen helfen, namentlich dann, wenn das Abweisen eines Aufnahmebegehrns nicht «ohne großen Schande und Ärgerung» möglich war.

Wir nehmen somit wahr, daß nicht nur zwischen den einzelnen Klöstern starke Unterschiede in der Frequenz bestanden, sondern auch daß die Größe des einzelnen Konvents im Laufe der Zeit wechselte. Die Karthause besaß zuletzt sechzehn Zellen, mit Einschluß derjenigen des Priors, wodurch die Maximalfrequenz des Konventes gegeben war.

Aber es gab innerhalb dieser Klosterwelt wichtigere Varietäten als diejenigen der Frequenz.

Vor allem war unwidersprechlich, daß die meisten Klöster den ursprünglichen Klosterbegriff schon früh nicht mehr repräsentierten. Abgesehen davon, was Entwicklung oder Entartung heißen mochte, handelte es sich vielfach um ein Hinaustreten in die Welt mit Predigt und Seelsorge. Bei St. Alban und St. Leonhard war dies eine Folge des Besitzes städtischer Pfarreien, bei den Mendikanten aber geradezu Teil ihres Wesens und Berufes. Diese Bettelmönche nahmen überhaupt in der Basler Klosterwelt, wie allenthalben, eine von weitem erkennbare Sonderstellung ein; wie verschieden von den übrigen Orden waren sie in ihrer Tendenz, aber auch im Temperament und in der Auffassung mönchischen Lebens. Dazu ihre völlig unabhängige Stellung in den allgemeinen Kämpfen der Kirche und innerhalb der Stadt, z.B. 1317 beim Ungeldstreit, da sie dem mächtigen Domkapitel unbekümmert entgegen und auf die Seite des Rates traten.

Dieser Lockerung klösterlichen Wesens gegenüber hielt die Karthause, das jüngste Kloster der Stadt, die alten Zustände so rein und unverdorben als möglich fest. Mit entschiedener, jedermann fühlbarer Isolierung des

Klosters, das die Brüder selbst als Einöde in der lauten städtischen Profanität bezeichneten; mit der vollkommenen Weltentsagung, der einfachen innigen Devotion, der herben Demütigung des einzelnen, die bis zur Versagung von Sarg und Grabschrift ging. Hier gab es keine Pfarreirechte, keine Darreichung der Sakramente, überhaupt keine Tätigkeit außerhalb des Klosters und für andre als Klostergenossen. Um niemanden kümmerten sich die ewig schweigenden Mönche, niemandem dienten sie; wenn die einen sie hierum tadelten und für unnütze Menschen hielten, priesen andre die «hohe Niedrigkeit» dieser Religiosen, «die von aller Gemeinschaft mit Menschen abgesondert gleich Adlern auf steiler, unzugänglicher Höhe wohnten».

Ganz unzweifelhaft war es ein Problem für jedes Kloster, die Forderung des Daseins außer der Welt und ohne ihre Güter mit der Notwendigkeit des täglichen Lebens und mit der Sorge für den Lebensunterhalt zu verbinden. Aber auch hierüber hinaus noch mußte das Kloster in der Verbindung von Arbeit mit der *vita contemplativa* die Rettung seiner inneren Kraft und Gesundheit erkennen. Durch alle Formen und Qualitäten hindurch finden wir diese Klosterarbeit im Gange. An ihr Höchstes: die seelsorgerliche und die wissenschaftliche Tätigkeit, die Forschung, die Spekulation, die Schriftstellerei, kann hier nur erinnert werden. Was einst die Regel St. Benedikts vom Laster des Eigentums gesagt, kehrt wieder in Erlassen der Kluniazenser, und noch spät wenden sich die Ordensbehörden der Prediger heftig wider das *detestabile et pestiferum vitium proprietatis*. Es war aber ein Gebot, dem die Macht der menschlichen Natur und die tägliche Wirkung des Daseins entgegenstanden, so daß man zu Kompromissen griff, wie der im Predigerkonvent regelmäßig geschehenden Inventarisierung des von jedem Mönch besessenen, d.h. ihm zu Gebrauch überlassenen, Gutes.

Der starken Gewissenhaftigkeit alter Zeit begegnen wir allerdings hier und da noch vereinzelt, so zu Barfüßern 1312, zu St. Leonhard 1313. Aber nur die Karthäuser erwiesen sich dauernd als die treuen Wächter jener Ideale. Wie einer sonst vor dem Tode, so verfügte, wer in ihr Kloster treten wollte, letztwillig über seine Habe. Meist mit Erbeinsetzung oder doch wesentlicher Begabung der Karthause selbst; unter allen Umständen trat er besitzlos ein, um auch künftig nie mehr etwas zu erwerben. Seine Vermögensperson erlosch mit dem Mönchwerden.

### *Klosterbauten*

Die Anlage der Klöster geschah nach einem allgemeinen Schema. Die Verbindung des Lebens in der Klausur mit einer Kirche und einem Kirchhof, die beide auch den Laien zugänglich sein sollten, und mit Einrichtungen

für Haushalt, Landbesorgung, Vermögensverwaltung führte zu Formen, die in der Hauptsache überall wiederkehrten. Doch fand dieser Typus einige prachtvolle Steigerungen durch die Situation: bei den vom Strom bespülten Klöstern Klingental und Karthaus und bei dem hochgelegenen burgartigen St. Leonhard.

Die großen baugeschichtlichen Daten 1356 und 1417 waren natürlich von Bedeutung auch für die Geschichte der Klosteranlagen. Bei beiden Katastrophen wurde St. Alban hart mitgenommen, nach dem Brande von 1417 mußte es größtenteils neu aufgebaut werden. Vernichtung durch Feuer hatte auch das Barfüßerkloster 1298 getroffen und traf das Klingental 1466. 1340 wurde das Steinenkloster durch Blitzschlag und zweimaliges Hochwasser schwer geschädigt.

Was zu diesen Nachrichten von Zerstörung an Nachrichten von Klosterbau tritt, ist mit Ausnahme der Berichterstattung über die erste Anlage und den allmählichen Ausbau der Karthause nicht belangreich.

Den Kern der Klosteranlage bildete in der Regel ein Komplex von Gebäuden, die als Dormenter und als Kapitels- oder Konventshaus den Klosterfriedhof umschlossen.

Unter Dormenter haben wir in dieser Zeit nicht mehr einen gemeinsamen Schlafsaal, sondern eine Gesamtheit einzelner Zellen samt dem Gang oder Saale zu verstehen, auf den diese Zellen sich öffnen; den eigentlichen Wohnraum also, das lebenerfüllte Zentrum des Klosterwesens, wo die Ordensleute ihre meiste Zeit verbringen.

Neben diese üblichen Dormenter stellte die Karthause das ihr eigene Zellsystem: lauter einzelne Häuslein mit je einem zugehörigen, ummauerten Gäßchen. Rings um den großen Kreuzgang lagen diese Zellen, sechzehn an der Zahl, jede von einem Mönche bewohnt, jede von tiefem Schweigen erfüllt und umgeben, der Vorstellung des auch im Kloster möglichen Anachoretenlebens entsprechend.

Eine Spezialität war auch St. Leonhard, wo als Rest des ursprünglichen, durch die Regel doch nicht völlig bezwungenen Kollegiatzustandes neben eigentlichen Zellen über dem Kreuzgang auch separate Wohnungen oder Häuser einzelner Chorherren in den mächtigen Gebäuden um den Hof bestanden.

Ausgezeichnet durch Lage, Größe und Einrichtung war allenthalben der Wohnraum des Klostervorstehers: in der Karthause die größte Zelle in der südwestlichen Ecke des Kreuzgangs, im Augustinerkloster eine Stube mit Kammer, im Predigerkloster eine aula. Die Äbtissin des Klingentals wohnte abseits am Rheinufer in einem Hause, diejenige von St. Klara im hintern Klostergarten. Als Freiherr Thüring von Ramstein 1417 im großen Brande

sein Haus verloren hatte, zog er nach St. Leonhard hinauf zum Propst Oflater und wohnte bei diesem zwei Jahre lang, bis sein Hof wieder gebaut war.

Im Konvents- oder Kapitelhause, das mancherorts die Auszeichnung eines Glockentürmchens auf dem Dache hatte, lag zumeist, im Erdgeschosse und vom Kreuzgange her direkt zugänglich, die Konventsstube (Kapitelsaal), sofern eine solche überhaupt als eigener Raum bestand. Außer ihr fand sich in diesem Hause das Refektorium Refental. Dieses war der größte Innenraum des Klosters. Ohne Zweifel auch der wohnlichste und geschmückteste und wohl immer mit einem Ofen versehen.

Vom Typus dieser örtlichen Zusammenordnung wich wiederum die Karthaus ab, hier offenbar deswegen, weil auf den von früher her vorhandenen, noch wohl benützbaren bischöflichen Palast an der Stadtmauer Bedacht genommen werden mußte. In diesem Hause, unmittelbar bei Speisesaal und Wohnung der Laienbrüder, also auf der profanen Seite der Anlage, war auch das 1507 erneuerte Refektorium der Mönche eingerichtet, während Kapitelsaal, Bibliothek und Zellen auf der andern Seite der Kirche in der Klausur lagen. Im großen Hause befanden sich auch Stube und Schlafkammer der Gäste, erbaut 1509; die Kammer, mit Prachtbett und reichverziert, gewölbter Holzdecke, war ein weithin berühmtes Gemach, dessen Lob noch bei Fischart im Gargantua tönt.

Badstuben werden mehrfach erwähnt. 1503 finden wir im Predigerkloster einen Kerker zur Bestrafung von Brüdern, in der Karthause sogar ihrer zweie; auch das Klingental besaß ein Haftlokal, und die der Brandstiftung beschuldigte Nonne Amalia von Mülinen starb in ihm Hungers. Auch von den Abtritten ist gelegentlich die Rede; jede der Karthäuserzellen hatte ihren eigenen. 1477 bauten die Prediger, die sich früher mit einem Abtritturm auf ihrer Liegenschaft beholfen hatten, eine Leitung durch den Stadtgraben in den Rhein.

Charakteristisch für die Klosteranlagen war, daß dies ganze Wohnwesen von Kirchlichkeit umgeben und allenthalben Gelegenheit zu Zeremonie und Anbetung geboten war. Im Kapitelsaale der Karthause stand ein Altar, auf dem Gange des Predigerdormenters ein für Kniebeugungen und Gebete mit Ablaß begabtes Bild der heiligen Jungfrau.

Charakteristisch auch die Anwendung des Klausurgrundsatzes im Baulichen. Da das Kloster auf Kirchenbesuch und Begräbnis von Laien nicht verzichten wollte und auf persönlichen Verkehr der einzelnen, auf Gastlichkeit, auf Geschäfte und Vermögensverwaltung, auf Annahme von Pfründern usw. nicht verzichten konnte, so ergab sich ein Nebeneinander von Klausurgebiet claustrum emunitas und äußerem, gleichsam profanem Klosterbezirk.

Zwischen den beiden Bereichen liefen Hofmauern oder Gebäudefronten, die septa monasterii mit den portae conventuales, hinter denen im Klostergebiet für Unerfahrene alle Herrlichkeiten und Heimlichkeiten lagen. Auf dieser Grenze befanden sich in den Weiberklöstern neben dem Tore das Rad oder die Winde, an einer andern Stelle das Redfenster, jenes für Hinaus- und Hineingeben von Gegenständen, dieses für mündlichen Verkehr bestimmt.

Aber schon im äußern Bezirke begann für Stadt und Welt das Klostergebiet. Es hatte seine Mauer und seine Eingänge und neben diesen die Stube oder Wohnung des Pförtners. Beim Klingental wurden das «obere» und das «nidere tor» unterschieden; jenes, am Teiche bei der Drachenmühle stehend, war mit einem Gemälde der heiligen Jungfrau, der Euphrosyne und der Ursula geschmückt; das niedere Tor stand bei der Ziegelmühle (Untere Rheingasse 19) an der Einmündung des Klingentalgäßleins. Auch über dem 1503 erbauten Portal der Karthause war ein Gemälde mit Heiligenbildern zu sehen, und beim Tore des Steinenklosters stand das 1410 errichtete «gloghüslin».

In diesem äußern Bezirke war der Zugang zur Laienkirche und lag der Laienkirchhof, befanden sich allerhand Nebengebäude, war der Wirtschaftshof. Wer mit dem Kloster irgendwie zu tun hatte, ging hier zum Redfenster oder zum Rade. Hier im neutralen Gebiet traf man sich, fanden Verhandlungen und Konferenzen statt. Hier verteile das Kloster seine Spenden, schenkte Klingental Wein aus, tagte das Propstgericht von St. Alban.

Mit aller Mannigfaltigkeit des Lebens zeigen uns Urkunden und Inventare die Lokalitäten: Speicher jeder Art, Stuben und Kammern, Ställe, Gesindeküche, Backofen und Waschhaus; das Steinenkloster hatte hier in früherer Zeit auch eine Mühle, und in den Höfen anderer Klöster finden wir die Bäckerei, die Weberei, die Schusterei, die Herrenstube (für die Kapläne), die Bauernkammer, die Keller, die Trotte, das Mehlhaus usw. Hier befand sich auch die Scherstube und befanden sich überdies das Siechenhaus sowie bei Weiberklöstern das Wohnhaus des Beichtvaters. Dasjenige des Steinenklosters, aus einem Geschenke der Frau Zibol gebaut, lag am Steinenberg und wurde später Pfarrhaus zu St. Elisabethen.

Endlich die offenen, aber immer noch im Klosterbezirk gelegenen Flächen: die Gemüsegärten; der Rebacker am Abhange hinter dem Steinenkloster; aber auch Blumenbeete und schattige Gänge wie der «innere» und der «hintere lustgarten» der Prediger an der Lottergasse, große, reichangebaute Flächen, deren Schönheit noch Beatus Rhenanus rühmte. Wo Gelegenheit war, leiteten die Klosterleute Wasser in diese Gärten, freuten sich an seinem Spiel und bauten Fischteiche, die der städtische Ersatz sein mußten für die kühlen, klaren Forellenbäche von Klöstern wie Schöntal und Beinwil.

Kreuzgänge bestanden nur bei Klöstern und Stiftern, nicht bei Pfarrkirchen. Sie waren die Verbindung jener mit den zugehörigen Chören. Nicht als einzelner, kurzer Gang, sondern als Viereck, dessen eine Seite sich an die Kirche legte. Meist als vorgebaute Halle, seltener als überbautes Erdgeschoß.

Die Karthause besaß die in den Häusern dieses Ordens übliche Zweizahl von Kreuzgängen; auch die Barfüßer und das Domstift besaßen ihrer zweie. Der ausgedehnteste der Klosterkreuzgänge scheint der größere der Barfüßer gewesen zu sein; er öffnete sich in achtzig Bogenfenstern.

Der Kreuzgang war der Raum, der den Klosterbewohnern die Bewegung in freier Luft auch innerhalb der Klausur ermöglichte. Er war Wandelgang für Kontemplation und Gespräch. Ausnahmsweise konnte er auch als Ort von Geschäften und Gerichtsverhandlungen dienen. Er war aber auch Begräbnisplatz. Er war ein geweihter Ort und die feierlichste Bahn für Prozessionen.

Alle diese kirchlichen Gebäude waren auch Begräbnisorte. Sämtliche Kirchen und Klöster, sowie einige Kapellen, hatten ihre Kirchhöfe; ebenso das Spital. Als im Jahre 1450 der Rat das bei Beerdigungen einzuhaltende Tiefenmaß bestimmte, war dieser Beschuß an neunzehn Kirchen und der gleichen mitzuteilen.

Für jeden stand in erster Linie das Begrabenwerden in seiner Kirchgemeinde, und das Wachstum der Parochiebevölkerungen führte daher zur Überfüllung von Kirchhöfen, wenn auch das einzelne Grab nach Ablauf einer Zeit meist wieder benutzt wurde. So mußten einzelne Kirchhöfe erweitert werden, im Pestjahr 1349 derjenige zu St. Theodor, 1423 derjenige zu St. Peter. Auch zu St. Ulrich kam es 1401, da der Bau der äußern Stadtmauer eine dichtere und konstantere Bewohnung der Vorstädte bewirkte, zur Anlegung eines Begräbnisplatzes neben der Kirche.

Außerdem aber erschien das Begräbnis im Kloster vielen als erwünscht, und so finden wir ein für die Bestattung von Laien bestimmtes Gräberfeld bei allen Klöstern. Aber getrennt vom Kirchhofe der Klosterleute; der Klausurbegriff galt auch für die Toten und umgab im Kloster der Lebenden dasjenige der Abgeschiedenen, das claustrum defunctorum, mit dem Kreuzgange, stellte es geradezu ins Zentrum der innern Anlage. Draußen, vor der Klausur, lag der Laienkirchhof; ihm entsprachen die Gräber in der Laienkirche außerhalb des Chores, unter welchem der stille Konvent schlief.

Beerdigung im Innern der Kirche war das Würdigste, Ehrenvollste, und hier fanden sich auch die schönsten Grabmäler, die größte Mannigfaltigkeit der Grabformen. Von der in den Fußboden gesenkten Platte zur ausgemalten Nische und der hohen, reichverzierten, oft umgitterten tumba; von den

Inschriften und Wappen zu den mächtigsten Gestalten kelchtragender Priester, schlafender Bischöfe und Edeln. Unter den zahlreichen Prachtgräbern, die namentlich im Münster sich erhoben, war vielleicht das schönste jenes mausoleum sumptuosum, das sich Bischof Friedrich schon bei Lebzeiten in der Mitte der Mainzerkapelle erbaut hatte.

Nicht Grabmal, wenn auch oft in der Nähe des Grabes befindlich, sondern Denkmal und einzig dem Verlangen nach Unvergänglichkeit des Namens dienend waren die Memoriantafel und der Totenschild. Steinerne Tafeln jener Art, nachträglich zum Gedächtnis früherer Bischöfe angefertigt und deren Wappen mit der Nennung ihres Todesstages tragend, finden sich noch im Münster. Zahlreicher waren die von Enea Silvio bewunderten Totenschilder, bunte Werke der Holzschnitzerei oder Lederplastik, die an den Mauerflächen und Pfeilern aufgehängt wurden; in der Barfüßerkirche sah man solche Schilder der Freiherren von Ramstein, der Sevogel, der Waltenheim, von solchen der Herren von Eptingen mehr als dreißig; in der Karthäuserkirche die Schilder eingeborner Wohltäter wie Zibol, Sennheim, Rot, Zscheckabürlin neben den fremdartig gezierten von Konzilsprälaten; unter den Arkaden des Mittelschiffes im Münster zogen sich zu beiden Seiten lange Reihen von Totenschilden hin.

Auch die Kreuzgänge galten als erlesene Orte der Bestattung, und namentlich die Ordens- und Stiftspersonen behielten diese freien und doch schön beruhigten und geschirmten Hallen oder Gänge sich selbst zur Grablege vor, nahmen nur Wohltäter und gute Freunde des Hauses auch hier auf. In den Münsterkreuzgängen lagen die meisten Domherren und Domkapläne; als zu Predigern ein Laienbruder achtlos durch den Kreuzgang zum Läuten sprang, vernahm er eine Stimme aus der Tiefe, die ihm gebot, mit mehr Ehrerbietung zu gehen, weil jeder seiner Schritte einen Heiligen treffe.

Die offenen Gräberfelder endlich waren für die Massen bestimmt, und nur ausnahmsweise wählten auch Vornehme sich hier ein Grab. Hans Kilchmann z.B.; er wollte im allgemeinen Theodorsgottesacker bestattet sein, allerdings auch da auf ansehnlichste Weise, daher er bestimmte, daß auf diesem Grabe gesetzt werde ein starkes «fulment» von gehauenen Steinen, darauf ein großes Kreuz mit einem «geschnittenen herrgott», ein Dächlein darauf und ein Betstuhl davor.

Aber Basler Kirchhöfe waren ausgezeichnet, ja weitherum und über die Jahrhunderte hin berühmt durch die Glasgemälde, die sie in der Karthaus, und die Totentanzbilder, die sie zu Predigern und im Klingental umgaben. Die Stimmung des Ortes war in diesen Zyklen mit der höchsten Kraft, wenn auch in durchaus verschiedener Richtung, ausgesprochen. Dem Glanze der bunten Fensterreihen, durch die hohe Donatoren ihr Andenken

in aller Pracht und Herrlichkeit festzuhalten sich vermaßen, standen die herben, jedes Machtgefühl vernichtenden Todesbilder gegenüber; bald wehmütig, bald mit wildem Hohne führten sie die Gestalt des Todes im Reigen um das Gräberfeld, nichts anderes verkündend als die Gewißheit des Unterganges.

### *Kultus – Caritas – Opfer*

Wir suchen nunmehr das Leben zu erkennen, dem alle diese Institutionen und Formen dienten.

Kern und tiefste Kraft des Ganzen war der geordnete Gottesdienst, der namentlich in den Klöstern mit dem Anspruch auf unausgesetzte Dauer, als *cultus diurnus et nocturnus*, auftrat.

Diesem Kultus galt alles: der Bau der Kirche, die Gründung des Stifts und des Klosters, jedes Statut, jede Vergabung. Es war nicht der Gottesdienst der einsamen Seele, unabhängig von Ort und Stunde, sondern der sichtbare und hörbare, der in äußeren festen Formen, «im heiligen Bezirk und zu heiligen Zeiten» gefeierte. Ein Gottesdienst im Angesichte der ganzen Stadt und durch den Schall der Glocken ihr unaufhörlich kundgetan. Ein Gottesdienst an einem geweihten Orte, den bald das Verschlossenfeierliche des klösterlichen Oratoriums, bald die stets offene Herrlichkeit der Volkskirche hoch über alles Irdische hob. Hinter den Kramläden an der Kirchenwand, nach den Bettlern und Krüppeln, die das Portal umlagerten, öffnete sich dieser geheiligte Raum.

Das normale Verhältnis des einzelnen zur Kirche, die offiziell anerkannte Äußerung religiösen Sinnes zeigt sich uns in verschiedenen Formen.

Neben der Teilnahme am Gottesdienste, dem Anhören von Messe und Predigt, dem Empfangen von Sakramenten und Benediktionen war es die Anbetung der Reliquien, das Geleiten des Fronleichnams, das Mitgehen in Prozessionen. Sodann das Bekennen von Sünden und die Übernahme der Buße, für uns in der Überlieferung festgehalten durch die Vorschriften für die alljährlich am Gründonnerstage vor dem Portal des Münsters stattfindende große Zeremonie der öffentlichen Bußzucht, und durch die diskreten Buchungen einst veruntreuten oder vorenthaltenen, nun in Folge der Beichte nachgelieferten Gutes in den Rechnungen einzelner Kirchen und der Stadt. Was zur Absolution hinzutrat, war das Abbüßen zeitlicher Sündenstrafen, die Genugtuung durch verdienstliche Werke: Gebet, Enthaltung, Opfer.

Das letzte, die Gabe an die Kirche, war die für uns sichtbarste Form des guten Werkes. Man schenkte Geld, Zinsen oder Kapitalien, große oder

kleine Summen. Man schenkte Häuser, Liegenschaften, Kleider, Waffen, Pferde, Hausgeräte. Man stiftete dauernde Einrichtungen und Zierstücke. Ritter opferten ihre seidenen Waffenröcke, damit aus ihnen Meßgewänder, Kaufleute ihre silbernen Schalen und Löffel, damit aus ihnen Kelche gemacht würden. Was Kirchenbau und Kirchenausstattung hieß, kam zu Stande hauptsächlich durch Leistungen von Wohltätern. Andre Absichten wieder führten zur Stiftung von Messen, von Pfründen, von Prozessionen, von ausgezeichneter Begehung einzelner Feste. Werke großer Art waren die Stiftungen ganzer Beginenkonvente durch die Goldschmiedin, Johann Relin, Katharina am Wege und andere. Als das Höchste endlich durfte die Klostergründung gelten: 1313 die Gründung der Himmelspforte durch Otto Münch, hundert Jahre später die Gründung der Karthause durch Jacob Zibol.

Völlig eine Sach für sich war die Gabe an die Armut, die Fürsorge für Kranke, Verlassene, Fremde. Vor allem ist an die dauernde und tausendfältige Wohltätigkeit der einzelnen zu denken, eine ungeheure Gesamtheit von Leistungen, deren wenigste natürlich uns bekannt werden. Wir nennen die Adelheid Bidermann, die täglich vor ihrer Haustür Almosen austeilt und täglich bedürftige Kleriker an ihrem Tisch speist, oder die Witwe Waltenheim 1479, deren einzige Tochter früh gestorben ist und die nun arme Kinder um Gottes Willen zu sich nimmt und aufzieht. Großes taten auch unaufhörlich die Klöster mit hospitalitas und elemosyna.

Bemerkenswert ist die enge Verbindung dieser Caritas mit der Kirche, ihr Gebundensein an deren Vermittelung. Zum Glauben an das ewige Verdienst des guten Werkes tritt die Auffassung von der Glorie der Armut, von der Heiligkeit des Almosens. Vor der Kirchentüre werden die Spenden ausgeteilt und ist der Liegeplatz der Bettler und Krüppel. Die stolzen Adels-höfe zu St. Peter hegen in ihrer Mitte die Elendenherberge samt ihrer Kundschaft. Arme Weiber und Männer müssen klagend um die Bahre des Reichen sitzen, sind die würdigsten Statisten der standesgemäßen Totenfeier.

Mit aller Macht aber läßt uns die Fülle der Zeugnisse bewußt werden, daß das gesamte Kirchengut und Armengut durch Schenkungen geschaffen und erst nachträglich Gegenstand geschäftlicher Mehrung geworden ist. Und wie unübersehbar groß, den städtischen Bereich weit hinter sich lassend, ist der Kreis dieser Schenkenden, wie mannigfaltig Art und Maß der einzelnen Leistung, von den zahllosen kleinen, in Opferstöcken und durch Kollektien zusammengebrachten Gaben namenloser Hilfsbereitschaft bis hinauf zu mächtigen Stiftungen, mit denen Herrscher und Herren der Kirche dienen.

Die Tendenz dieser Liberalität kann natürlich in jedem einzelnen Fall eine andere sein. Menschenfreundliches Gefühl streitet mit dem selbstsüchtigen Verlangen nach himmlischem Lohn. Reine Liebe zur Kirche, Freude an Gottes Dienst bestimmten viele zur Dahingabe selbst ihres Köstlichsten. Und hart daneben leitet eine andere Gesinnung die Oblationen an das Kloster, in dem die Schwester wohnt, und an die Pfründe, deren Kaplan der Sohn ist. Tausende dieser Vergabungs- und Stiftungsdokumente liegen vor uns, und in wie vielen verbergen sich die bewegtesten Vorgänge der Wirklichkeit, bei denen auch andere als die schon erwähnten Mächte mitwirken: die Todesangst, die Reue, das Vertrauen, die Gedanken an Kinder und Erben, das Beugen unter den Willen des Beichtigers u.f.f.

Was am meisten trieb, war doch immer die Hoffnung auf ewigen Lohn. Die alte Formel vom himmlischen Ernten des auf Erden Gesäten lebte noch immer. «Nichts ist ungewisser als der Tod, nichts ungewisser als seine Stunde, nichts anderes folgt dem Menschen von dieser Welt in die Ewigkeit nach als seine guten Werke», schrieben unzählige Notare vor den Krankenbetten auf ihre Papiere. Wer der Kirche spendete, hoffte damit seiner Seele eine Hilfe zu bereiten, eine Milderung ihrer Pein im Fegefeuer; in ergreifender Weise sehen wir die dauernde Lobpreisung Gottes in den Bauwerken und in der Köstlichkeit alles Gerätes begleitet durch das notvolle Bemühen um die Ruhe der Seele, um Seligkeit und Erlösung.

Dem Seelenheile sollte zunächst die Fürbitte der Lebenden dienen. Sie war es, die etwa der müde Schreiber am Ende seiner Arbeit für sich aufrief, die aber vor allem von der Kanzel und im Klosterchor geschah und deren Macht sogar auf dem Grabsteine noch durch den Toten erbeten wurde.

Aus diesem Begriff der Fürbitte erwuchs der gleichsam eine vertragliche Sicherung des Seelenheils gewährende Jahrtag mit der gestifteten Messe. «Erst diese gab der Fürbitte durch das Eintreten des geopferten Christus zugunsten der Seele die Gewähr des Erfolges.»

#### *Kirchenreform – Gründung und Entwicklung der Karthause*

Die Bemühungen um Regeneration, mit der wir es nun zu tun haben, füllte ein Jahrhundert mit wiederholten, immer neu andrängenden Impulsen. Im Leben unsrer Basler Kirche ist der ganze gewaltige Vorgang deutlich zu erkennen.

Es handelte sich dabei um Reformen, die nicht die Lehre und nicht die Machtstellung der Kirche trafen. Hierin den weitergehenden Reformprogrammen und Forderungen nicht folgend galten sie nur dem Wandelbaren, der im einzelnen sich zeigenden Gesinnung und Aufführung.

Was dabei zunächst in Betracht kam, ergibt sich zum Teil aus den Verboten der Basler Synodalstatuten von 1400 und 1434. Neben den Vorschriften, die sich wider Unordnung beim Verwalten der Sakramente, Anmaßung von Pfarreirechten und Jurisdiktionen, Veräußerung des Kirchengutes, Konföderation niederer Kleriker wider die Obern und dergleichen mehr richten, enthalten diese Statuten Sätze und Bedrohungen, die vor allem dahin zielen, den Kleriker sich besinnen zu lassen auf die Würde und die Pflichten seines Standes und die stolze Unterscheidung vom Laienvolke. Er soll die Tracht des Geistlichen nicht ablegen oder verhüllen; er soll allezeit Tonsur und Rasur haben, um sich stets ausweisen und seine Privilegien geltend machen zu können. Aber weltliche Eitelkeiten werden auch um ihrer selbst willen an Geistlichen nicht geduldet: die bunte Farbe von Kleidern und Schuhen, das feine Linnenhemd, die silbernen Verzierungen der Gürtel, das lange gekräuselte Haar, die Waffen usw. An üblere Gewohnheiten der Kleriker erinnern die Verbote des Wirtshausbesuches, des Würfelspieles, des Tanzes, des Betriebes unschicklicher Geschäfte. Den Laien, die bei einem notorisch im Konkubinat lebenden Priester die Messe hören, wird Exkommunikation angedroht. Wie sehr es sich bei geschlechtlichen Verfehlungen des Klerus um einen verbreiteten Zustand handelte, verraten zahlreiche Zeugnisse, von den anstandslos geschehenden Nennungen der Pfaffenkinder an bis zur Erwähnung einzelner besonders anstößiger Exzesse. Derselbe Hans Oflater, Chorherr und dann Prior zu St. Leonhard, den Henman von Erenfels einen Mörder schilt, liegt bei der Frau des Goltze, wird hier von diesem gefunden und «durch den Kopf» geschlagen; des Peter Herz Weib, die der Dompropst verlassen hat, weil er einer andern hold geworden, beschuldigt aus Rache eine ganze Reihe von Ehefrauen, daß sie mit Pfaffen zu tun hätten; Konrad Segwar und andre junge Herren steigen nachts ins Klingental zu den Nonnen und dergleichen mehr.

Aller Unwillen und alles Verlangen nach Besserung fand sich dann zusammengefaßt in den Predigten des Johannes Mulberg, die gewaltiger als Statuten und Strafsentenzen die Übel der Zeit züchtigten. Unter dem größten Zudrange des Volkes griff Mulberg in seinen Kanzelreden die allgemeinen Unsitten an, den Ehebruch, die Gotteslästerung, die Üppigkeit, die Spielsucht, und namentlich die Verwilderung von Klerikern, ihren Wucher, ihre Hurerei usw. In stürmischer Beredsamkeit forderte er eine Reformation; wie jene erregte, auf alles horchende Zeit voll von Ahnungen und Verheißungen war, so entrollte auch er prophetisch das Bild einer den schwersten Nöten und Kämpfen sich entringenden schönen Zukunft.

Mitten in den allgemeinen Bewegungen wirtschaftlicher und politischer Art begann auch diese kirchliche Regeneration mit heftigen Erschütterungen.

Auf merkwürdige Weise wurde sie zunächst eingeleitet durch die Gründung der Karthause; den Versuchen der Besserung alter Institute leistete sie, indem sie eine völlig neue Gemeinschaft schuf, an dieser den praktischen Nachweis der Schönheit und auch der Möglichkeit reinen Mönchtums.

Eine Klostergründung in so später Zeit war freilich eine schwere Sache. Das neue Geschöpf konnte inmitten des städtischen Kirchenwesens, das wie ein festgefügter Organismus ohne Lücken und Leeren dastand, zunächst nur als Störung empfunden werden. Vielleicht deswegen kam das Kloster ins Nachbarbistum, nach Kleinbasel, und außerdem wirkte wohl die Absicht mit, der erst vor kurzem gewonnenen Stadt etwas Großes zu gewähren; der Konflikt mit den bestehenden Pfarreirechten freilich war auch dort zu erledigen. Der Rat als solcher scheint keine wesentlichen Bedenken gegen die Gründung gehabt zu haben; wie diese dann zu Stande kam, waltete in ihr spürbar dasselbe Machtgefühl, das diese Periode der städtischen Geschichte überhaupt belebt. Dabei mag beachtet werden, daß die Stiftung Absichten des Markgrafen Rudolf zu nichte mache, dem Basel damals auch auf politischem Gebiete zuvorkam; möglicherweise war auch Katharina von Burgund mit Rat und Antrieb beteiligt.

Jedenfalls ist bedeutsam für die Zeit und ihre tiefen Bedürfnisse, daß gerade diese schwerste ernsteste Form des Mönchtums gewählt wurde. Wie man wohl nur von solcher höchsten Strenge noch ein Heil erwartete und der Gedanke daran gleichsam in der Luft lag, zeigen die in einer Basler Beginensammlung getanen Äußerungen, zeigen die Absichten des Markgrafen, zeigt endlich Burchard zum Haupt, der ein angenehmes Leben in Basel dahintenlassend in die Straßburger Karthause ging, aber auch seiner alten Heimat das Entstehen eines solchen Klosters weissagte.

Prächtig tritt nun die Gestalt des Jacob Zibol hervor. Auf einer Gesandtschaftsreise hatte er in Nürnberg die dortige Karthause kennen gelernt, und die Eindrücke, die er dort empfangen, brachten ihn zum Entschluß, auch in Basel ein solches Kloster entstehen zu lassen. Er kaufte vom Rate den Bischofshof in Kleinbasel und übergab ihn dem Karthäuserorden für eine Niederlassung; in weiten Gaben sorgte er für die Ausstattung dieses neuen Ordenshauses mit Geld und Gut. Das Jahr dieser Stiftung, 1401, wurde so zum Höhepunkte seines Lebens. Er stand unter den Reichsten, er hatte die Macht im Rate. Eine Ambition, die so wirksam sonst bei keinem Basler dieser Zeit uns begegnet, trieb ihn; es war die Gesinnung, die fünfzig Jahre früher der Erbauer der Florentiner Karthause ausgesprochen hatte: «was mir Gott sonst gegeben, geht auf Nachkommen über und ich weiß nicht an wen; nur dies Kloster mit seinem Schmucke gehört mir auf alle Zeiten und wird meinen Namen in der Heimat grünen und dauern machen».

Wir haben die große Leistung eines einzelnen vor uns. Für Basel aber war diese Klostergründung ein Ereignis, das weit über das Kirchliche hinaus seine Bedeutung hatte. Auch tritt uns der Geist, der über den Anfangszeiten des Klosters waltete, aus seinen nahen Beziehungen zu Dietrich von Nieheim entgegen. Im Bereiche der Kirche war seine Auszeichnung, daß vielen, die den Glauben an Kloster und Ordenswesen eingebüßt hatten, hier das Bild einer von allem Gewohnten sich unterscheidenden Gemeinschaft geboten wurde. Die Karthause war das Kloster Basels, das nie einer Reform bedurfte. Die innere Kraft, ja Notwendigkeit dieser Neugründung erwahrte sich allen Anfechtungen gegenüber und hielt auch Stand, als Zibol politisch unterging. Zuerst seine Überwältigung im Stadtregiment durch Peter zum Angen 1403, dann 1409 sein Sturz wegen der Rheinfelder Sache blieben ohne Nachteil für die Karthause.

Neben all diesem Verfall und Unfug, der mühevollen Reformarbeit, dem stumpfen oder leidenschaftlichen Widerstande gegen die Observanz erhebt sich das lichte, ruhige Bilde der Karthause. Dieses Kloster stand da, wie kein anderes der Stadt. Was seinen Vorzug hauptsächlich begründete, war seine Jugend, die begeisterte Kraft und erste Liebe, die sein ganzes Wesen merkwürdig bewegte und hob, im Vergleich mit den übrigen Basler Klöstern, die alle alt und zum Teil abgelebte und überreif gewordene Institute waren. Auch bedurfte die Karthause nie einer Reform. Sie besaß die Kraft, mitten im städtischen, von allen Bewegungen der neuen Zeit erfüllten Leben das anachoretische Mönchtum festzuhalten.

Aber auch hierüber hinaus gebührt der Niederlassung im Margarethal ein eigener Ruhm. Durch ihre Geschichte geht von Anbeginn ein großer Zug. Wir finden in ihren Zellen eine Reihe der edelsten Persönlichkeiten. Die vertrauten Beziehungen zu Prälaten des Konzils, dann das entschiedene Hinneigen zu den wissenschaftlichen Kreisen der Stadt, die Berührungen mit dem Humanismus, die Freundschaft mit den großen Buchdruckern und Verlegern heben sie über das Niveau des sonstigen Ordensklerus hoch empor.

Dem entspricht, daß die einzigartigen Schilderungen dieses Karthäuserlebens, die wir in den Chroniken der Mönche besitzen, uns einen seltenen Reichtum individuellen Lebens aus nächster Nähe erkennen lassen. Was für prächtige Priorengestalten treten uns entgegen: der Utrechter Albrecht Bur (1432-1439), ganz Leben und Tätigkeit für das Kloster; unter ihm hatte dieses seine großen, glänzenden Jahre der Bauten, der Zellengründungen, des Erwerbs zahlreicher Bücher, der Kunst der Fürsten und Konzilsherren. Heinrich Arnolds sodann (1449-1480), der erste Prior der aus dem Konvente selbst hervorging. Vordem ein in allen Geschäften erprobter

Praktiker, nun aber völlig abgeklärt, all sein Anliegen auf Gott werfend; eine freundliche Gestalt; Friede und Ruhe die Hauptmerkmale seines Regimentes. Er war beinahe so alt wie die Karthause selbst und hatte noch den großen Johann Gerson von Angesicht gesehen. Ein Verehrer der Maria, der ihre Feste mit besondern Veranstaltungen auszustatten liebte. Das Kloster verließ er so selten, daß seine Gestalt in den Straßen wie eine Wundererscheinung betrachtet wurde. Um so bewegter und kräftiger stellt sich sein Nachfolger Jacob Lauber (1480–1500) dar, der Regenerator des Klosters, der bei seinem Amtsantritt Scheunen, Fässer und Kasse leer fand, aber bald Gedeihen in die Geschäfte brachte. Bei allen Arbeiten, auch beim Bauen, beim Pflegen und Ordnen der Klosterbibliothek ein nicht zu ermüdender Mann, der so streng gegen andre war, wie er sich selbst nicht sparte. Dabei ein Eiferer für Form und Schönheit des Kultus. Für sein Ansehen im Orden spricht, daß ihn 1485 der Prior der Großen Karthause mit der Visitation der Niederlassungen in Ungarn, Mähren, Österreich betraute. Aber als Haupttugend beinah erschien seinem Biographen die Klugheit, mit der er zwischen all den Zelebritäten, die damals in den Zellen zu Basel nebeneinander saßen, Ordnung, Ruhe und Frieden aufrecht zu erhalten verstand.

Ohne Zweifel war das Geltenwollen, der Gelehrtenruhm und Gelehrtenneid, mit dem Lauber zu schaffen hatte, ein dem Geiste der Karthause fremdes Wesen. Aber wir sehen auch sonst allerhand Kontraste voll Leben. Wie in andern Karthausen, so schloß sich auch hier um die demütige und innige Devotion der Mönche ein weiter Bau von zum Teil strahlender Schönheit des Schmuckes. Es war dasselbe Herantreten von Kunst und Macht aller Welt zu dieser tiefen Stille, das auch in der täglichen Fürbitte für die Benefaktoren des Klosters die größten Namen ertönen ließ.

Namentlich aber brachte Hieronymus Zscheckabürlin ein neues Element in diese Karthäuserwelt. Während Heynlin, der im gleichen Jahre wie er hier die Zelle aufsuchte, sich zum gänzlichen Auslöschen der eignen, einst so sichtbar und wirksam gewesenen Person verstand, kam in Zscheckabürlin ein nicht umzubringender eigenwilliger Mensch herein. Von Anbeginn umgab ihn ein Schimmer des Besondern. Oft schon hatte ja der Eintritt ins Kloster ein heiteres Weltleben geendet, ohne deswegen als Wunder bestaunt zu werden. Jetzt geschah dies, da der stadtbekannte, glänzende junge Herr Karthäuser wurde, der seinen Eintritt am 21. Mai 1487 allerdings zu einem öffentlichen Schauspiel zu machen verstand. Auch nachdem die Klosterpforte sich hinter ihm geschlossen, wurden ihm allerhand Vergünstigungen zuteil; er stieg im Konvente rasch empor, und deutlich sehen wir, wie namentlich seit Übernahme des Priorats, 1501, das ihm angeborne Herren-

mäßige und Wählerische manchen schlichten Klosterbruder den Kopf schützeln ließ. Seine Freude an Prunkt und seine Baulust gaben zu denken; ebenso seine Gastlichkeit, bei der nicht immer nur die Ernstesten geladen waren; mehr noch, daß er sich daran gewöhnte, den Konvent zu übergehen und auch wichtige Entscheide selbständig zu treffen, oder daß er die Besuche in den Zellen unterließ, weil ihm der üble Geruch des einen oder andern Bruders zuwider war. Aber wenn ihm die erwünschte Güte fehlte, so besaß er dafür Kraft und eine unverlierbare Feinheit des Wesens. So wurde sein Regiment zu einer Zeit des Gedeihens, in der die stolze, einst die Anfänge der Karthause begleitende Prophezeiung erfüllt zu sein schien. Wenigstens in allem Äußern; das Geistliche schien einigen Gewissenhaften zu kurz zu kommen.

Hier sind nun auch die Bibliotheken zu nennen, als mehr oder minder organisierte Studienorte der Universität verwandt und zugleich die schönsten Tummelplätze freien gelehrten Treibens.

Vom Buchdruck, von der Erneuerung der Studien, vom humanistischen Sammeleifer, von der kirchlichen Regeneration her trafen die stärksten Impulse das Gebiet des Bücherwesens. Überall sehen wir in dieser späten Zeit systematisches Anlegen und Ausgestalten von Bibliotheken. Bücherlust und Sammeln sind von neuem Leben ergriffen. Vor allen berühmt aber war die Bibliothek Heynlins, gegen dreihundert Bände umfassend. Ihr Schöpfer und Besitzer war ein Bibliophile von Bedeutung; er brachte nicht nur Werke aus allen Gebieten, sowohl Drucke als Manuskripte, zusammen, sondern machte auch für die Ausstattung seiner geliebten Bücher, für ihren Einband und für Schmuck feinster Art, mit goldenen Initialen, zierlichen Miniaturen, reicher Rubrizierung usw. große Aufwendungen. Die Sammlung erregte Staunen als eine der schönsten Gelehrtenbüchereien jener Zeit überhaupt.

Diese Bücher Heynlins kamen mit ihm 1487 in die Karthause, diejenigen Arnolds zum Luft fielen 1517 an das Barfüßerkloster. Es war der hoch erwünschte Übergang vereinzelten privaten Besitzes in die umfassende und öffentliche Sammlung.

Prachtvoll sodann war die Bibliothek der Karthäuser. Das eigenartige, ruhig geordnete Wesen des Klosters war hiebei wirksam; aus der Ordensvorschrift an die Mönche, andächtige Bücher abzuschreiben, entwickelte sich auch in diesem Hause der größte Eifer für alles Bücherwesen. Zu den innerhalb des Klosters selbst entstehenden Bänden traten die von draußen erworbenen, wie die schon 1430 gekaufte, prachtvolle Postille des Nicolaus von Lyra in mehreren Bänden. Zum Ruhme des Priors Albert Bur (1432–1439) half auch seine Sorge für die Bibliothek; noch verdienter machte sich der Prior Lauber (1480–1500) durch Organisation der stark wachsenden

Sammlung; ihm erschien ein Kloster ohne Bücher wie eine Stadt ohne Reichtum, wie eine Burg ohne Mauer, wie eine Küche ohne Geschirr, wie ein Tisch ohne Speisen, wie ein Garten ohne Kräuter, wie eine Wiese ohne Blumen, wie ein Baum ohne Blätter. Gleicher Gesinnung war sein Nachfolger Zscheckabürlin, der seine schon in Laienzeiten geübte Bücherfreundschaft nun als allmächtiger Prior diesem Besitze der Klosters zuwendete. Der Reichtum der Karthäuserbibliothek war in der Tat ungewöhnlich. Sie Genoß die Gunst der Basler Buchdrucker, die sie mit ihren Erzeugnissen beschenkten, und in der Büchersammlung Heynlins erwarb sie einen unvergleichlichen Schatz. Dazu nun noch die Beflissenheit der Mönche selbst. So wurde die Bibliothek zur bedeutendsten der Stadt. Sie griff über den Klosterbedarf hinaus und war dazu angetan, den Beruf einer den weitesten Kreisen dienenden Gelehrtenbibliothek zu erfüllen. An die Bibeln, die Kirchenväter, die Scholastiker, die Predigten und Andachtsbücher, an die Mediziner und Juristen reihten sich in vielen Bänden die antiken Autoren; auch Petrarca, Boccaccio, Filelfo, Valla usw. waren zu finden und von deutscher Literatur U. F. Spiegel, das Buch von den heiligen Dreikönigen, das Reisebuch des Ritters von Mandeville, die Moserschen Übersetzungen von Erbauungsschriften, St. Martinslegende «in niderländischer sprach» usw. usw. bis zu Paulis Schimpf und Ernst und dem Brantischen Narrenschiff.